

Ottendorfer Zeitung

Lokalanzeiger und Anzeigebblatt für Ottendorf-Okrilla u. Umg.

Erscheinungstage: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend. Bezugspreis monatlich 1.10 RM einschließlich Zustehlohn. Im Falle höherer Gewalt (Störungen des Betriebes der Zeitung, der Lieferanten oder der Beförderungsanstalten) hat der Bezahler keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises.



Anzeigenpreis: Die 6 gespaltene mm-Zeile oder deren Raum 5 RM. Alles weitere über Nachschlag usw. laut ausliegender Anzeigenpreisliste. Anzeigenannahme bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages. Bei fernmündlicher Anzeigenannahme wird keine Gewähr für Richtigkeit übernommen. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Nachschlagsanspruch.

Diese Zeitung veröffentlicht die amtlichen Bekanntmachungen der Gemeinde-Verhörde zu Ottendorf-Okrilla und des Finanzamtes zu Radberg.
Hauptverleger: Georg Köhle, Ottendorf-Okrilla — Vertreter: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla — Verantwortlich für Anzeigen u. Bilder: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla
Postfachkonto: Leipzig 20148. Druck und Verlag: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla. Girokonto: Ottendorf-Okrilla 133.

Nummer 150 Fernruf: 231 Sonnabend, den 18. Dezember 1937 Nr.: XI, 265 36. Jahrgang

Sachsens Bergbau

sein Anteil an der Rohstoffversorgung Deutschlands
In der Universität Leipzig sprach in einer Vortragsreihe der Leiter der Abteilung für das Berg- und Hüttenwesen im Sächsischen Ministerium für Wirtschaft und Arbeit, Regierungsrat Dr.-Ing. Bernick, über den Anteil des sächsischen Bergbaues an der Rohstoffversorgung Deutschlands.
Die Braunkohlen in Sachsen sind seit über 200 Jahren bekannt und kommen in zwei ausgedehnten Gebieten, dem Leipzig-Bornaer Revier und dem Zittauer Revier, vor. Durch die Einführung der Vortriebsmethode in den achtziger Jahren nahm der Braunkohlenbergbau einen besonders raschen Aufschwung. Heute v.a. der deutschen Braunkohlenbergmänner, rund 8000 Mann, arbeiten in Sachsen, während ein Vielfaches dieser Zahl mittelbar durch den Bergbau beschäftigt wird. Der größte Braunkohlenbergbau-Unternehmer ist die RAG. Wesentlich ist, daß in Sachsen fast überall der billigere und leistungsfähigere Tagebaubetrieb angewandt werden kann. Die sächsische Braunkohle eignet sich wegen ihres hohen Bitumengehaltes zur Verfeuerung besonders gut. 1935 entstanden mehrere Schmelzanlagen, von denen die größte Anlage der Welt ist. Sachsen ist auf Grund seiner großen Vorräte an schwerwüdriger Kohle in erster Linie dazu berufen, die Grundlage der heimischen Treibstoffherstellung zu vergrößern. Seit neuester Zeit wird die sächsische Braunkohle auch vergast; den ersten sichtbaren Erfolg auf diesem Gebiet zeigt die ausschließliche Versorgung Zittaus mit Braunkohlengas aus Hirschfeld.

Außer Breun und der Abteilungsleiter verfügt nur noch Sachsen über Steinoblenlager von Bedeutung. Wenn auch der Anteil Sachsens an der Reichsförderung verhältnismäßig gering ist, kommt der Steinoblen doch wegen ihrer guten Eigenschaften und der günstigen Lage große Bedeutung zu; so konnte sich auf der sächsischen Steinoblen als Grundlage des zweigipfligen Industriegebietes Deutschlands mit dem Mittelpunkt Chemnitz entwickeln. Die Künftel der sächsischen Steinoblen wird in der Industrie verfeuert. Heute arbeiten rund 18 000 Mann im sächsischen Steinoblenbergbau, der zu den bestentwickeltesten Deutschlands gehört. In vielen Dingen ist er als richtunggebend für den deutschen und ausländischen Bergbau; so wird u. a. die Art des Abbaues mächtiger Lagerstätten bei der Gewerkschaft „Gottesfegen“ ständig von in- und ausländischen Fachmännern besucht.

Der sächsische Erzbergbau ist mit seiner 700-jährigen Geschichte der älteste Bergbau in Sachsen. Während dieser Zeit wechselten Zeiten der Blüte und des Niederganges ab. Der letzte Niedergang begann 1861 infolge der liberalen Wirtschaftspolitik; 1932 erfolgte der Erzbergbau gänzlich. Seit 1933 wird am Wiederaufbau des Erzbergbaues kräftig gearbeitet; heute arbeiten wieder über 1000 Mann in den Gruben. Heute liefern die Gruben wieder Zinn, Wolfram, Bismut, Blei und Silber, mit Ausnahme von Blei, also fast alle Metalle von hohem wirtschaftlichem Wert, deren Vorkommen sich fast ausschließlich auf das Erzgebirge beschränkt. Schon im kommenden Jahr wird der Wert der Erzeugnisse der Gruben einige Millionen Mark betragen. Nach vollendetem Gesamtanbau wird der sächsische Erzbergbau wieder in nennenswerter Weise zur Rohstoffversorgung Deutschlands beitragen, denn die Lagerstätten sind, wie die neuen Aufschlußergebnisse bewiesen haben, noch lange nicht erschöpft. Es wurden sogar über die bekannten Vorkommen hinaus neue Lagerstätten entdeckt.

Auch die sächsische Industrie der Steine und Erden ist von großer wirtschaftlicher Bedeutung; es arbeiten rund 20 000 Mann darin. Besondere Bedeutung besitzen die Hartsteine, die Granit, Porphyr, Grünsteine, Basalte und andere Gesteine verarbeiten. Groß sind auch die Kaolin- und Tonlager Sachsens; erstere dienen der weltbekanntesten sächsischen Porzellanindustrie als Rohstoffgrundlage. Aus sächsischen Tonen wird Aluminium hergestellt; dadurch gewinnen die Tonlager Sachsens für die Zukunft erhöhte Bedeutung.

Der Erzbergbau gab frühzeitig den Anlaß zur Entwicklung einer Metallindustrie. Heute gibt es in Sachsen vier bedeutende Hüttenwerke, die nach Erlegen des Erzbergbaues reiflos auf ausländische Erze angewiesen waren; heute erhalten diese Hütten zum Teil wieder heimische Erze zur Verarbeituna geliefert.

Achtung, Glätte!

Der Straßenwetterdienst Dresden teilt mit: Reichsautobahn Dresden-Meerane: Glätte, gefroren. Reichsautobahn Halle-Schleier: Eiszunne. Fehlfahrtene Schneedecke. Schneeglätte, gefroren. Reichsstraßen im Hochland: Glätte. Reichsstraßen im Gebirge: Fehlfahrtene Schneedecke, Schneeglätte, Straßen gefroren.

Der Ehrentag der Reichsautobahnarbeiter

Der Führer beim Kameradschaftsabend der Arbeiter

Nach einem an großen Erlebnissen überreichen Tage versammelten sich die in Berlin weilenden 2000 Reichsautobahnarbeiter am Freitagabend im Theater des Volkes zu einem Kameradschaftsabend, der sie mit den führenden Männern des Staates und der Partei zusammenbrachte, einem Abend, der die zur Tat gewordene Volksgemeinschaft in unüberwindlicher Weise bewies. Der Führer wies die Arbeiter in die Reihen der Kameraden. Der Führer ehrte an dem großen Wert der Reichsautobahnarbeiter wesentlich dazu beigetragen haben, die gewaltigen Leistungen des Nationalsozialistischen Deutschlands aller Welt zu offenbaren, und die die besten Zeugen für den friedlichen Wiederaufbau des Dritten Reiches sind. Der Führer ehrte nicht nur durch seine Anwesenheit, sondern auch durch herzliche und anerkennende Worte jeden einzelnen der mehr als 100 000 Volksgenossen, die seit nun vier Jahren an diesem gewaltigen Werk mitwirken.

Die Freude über die ihnen zuteilgewordenen Ehrungen blühte noch aus den Augen dieser 2000 Reichsautobahnarbeiter, als sie sich in diesem riesigen Theaterraum am Abend wiederfanden und zunächst den stottern und mitreißenden Klängen des Musikzugs der Leibstandarte „Adolf Hitler“ lauschten. Die Herzen erwarteten sie alle die Ankunft des Führers. Als der Badenweiler Marsch erklang, gab es kein Halten mehr. Gewaltig drücken die Hände des Führers entgegen und voll herzlicher Freude und Verehrung erhoben die Männer der Reichsautobahn ihre schwieligen Hände dem Führer zum Gruß.

Der Führer nahm neben Reichsminister Dr. Goebbels und Generalinspektor Dr. Todt Platz. Unter den vielen Ehrengästen sah man u. a. Reichsinnenminister Dr. Frick, Reichsverkehrsminister Dr. Dörpmüller, Reichsjustizminister Gurtner, Reichsarbeitsminister Seidte, Reichsminister und Chef der Reichsanleihe Dr. Lammer, die Reichsleiter Vöhrler und Dr. Dietrich, Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hiert, den Staatschef der SA, Luge, den Kommandierenden General der Panzertuppen, Lutz, als Vertreter des Reichskriegsministeriums den Vizeadmiral Gubbe, den Korpsführer des NSKK, Hühnelein, die Staatssekretäre König, Kleinmann und Hanke sowie die Gouverneur Stürz, Hellmuth, Mutschmann, Terboven und Sanderl.

Generalinspektor Dr. Todt erstattete einleitend den Reichsautobahnbericht über die auf den Straßen des Führers geleistete Arbeit. Er legte damit ein hervorragendes Zeugnis ab von dem Erfolge deutscher Wissenschaft, dem Können deutscher Techniker und dem Fleiß deutscher Arbeiter. Er erinnerte daran, wie zuerst der Führer anlässlich der Automobil-Ausstellung im April 1933 und dann am ersten Feiertag der Nationalen Arbeit, am 1. Mai 1933, das Werk der Reichsautobahnen ankündigte und wie diese Arbeit immer größeren Umfang annahm. Immer wieder habe der Führer gerade bei der Fertigstellung der verschiedenen Abschnitte auf den Reichsautobahnen dem deutschen Volk den feinsten Gedanken an den Aufbau Deutschlands beigebracht.

Dr. Todt sprach von der Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich dem gewaltigen Werk entgegenstellten, und dem Wandel der Verhältnisse in Deutschland, der nicht deutlicher belegt werden könne als durch die Tatsache, daß in allen Teilen des Reiches die Arbeitsämter, die seinerzeit gegründet wurden, um 6,5 Millionen Arbeitslosen Almosen zuzuteilen, heute ausschließlich damit beschäftigt seien, die nötigen Arbeitskräfte für das aufbauende Deutschland zu finden.

Dr. Todt sprach den herzlichen Dank allen aus, die an dieser gewaltigen Arbeit mitgeholfen haben. Er nannte die deutschen Reichsautobahn eine große Gemeinschaftsleistung des deutschen Volkes, an der jeder Deutsche geoffert und mitgeholfen habe. Sein Dank galt den Ingenieuren und Verwaltungsbeamten, den Bau-Unternehmern und allen Behörden, den deutschen Landwirten, die selbstlos den Boden zur Verfügung stellten, und vor allem und immer wieder den deutschen Arbeitern für ihre unermüdbare Arbeitsleistung. Er gedachte weiter derjenigen Arbeiter, die bei diesem Werk ihr Leben gelassen haben oder verlor worden sind.

Unter körnlichem Beifall der Autobahnarbeiter erklärte Dr. Todt: „Mein Führer, ich melde Ihnen hiermit die heute durchgeführte Freigabe des 2000. Kilometers. Dank der Mitarbeit aller ist das von Ihnen beim 1000. Kilometer angenommene Baupiel für das Jahr 1937 erreicht worden. Ich bitte, als Erinnerung an diesen Ehrentag des deutschen Straßenbaues die von Professor Klein, München, entworfene Plakette des 2000. Kilometers, die heute jeder von uns trägt, anzunehmen!“

Darauf wandte sich der Generalinspektor an den Reichsverkehrsminister Dr. Dörpmüller. Er dankte ihm dafür

daß die Deutsche Reichsbahn ein hervorragendes technisches Personal den Reichsautobahnen zur Verfügung gestellt habe. Die Arbeit der Reichsautobahn sei eine wesentliche Voraussetzung für die schnelle Finanzirnahme und flotte Arbeit der Reichsautobahn gewesen.

Unter nicht endenwollendem Jubel überreichte Dr. Todt dem Führer die Plakette und auch dem Reichsverkehrsminister Dr. Dörpmüller. Der Führer dankte Dr. Todt herzlich und sprach auch dem Reichsverkehrsminister seinen Dank aus.

Der Dank der Reichsautobahnarbeiter

Im Auftrag aller seiner Kameraden nahm dann der Reichsautobahnarbeiter Ludwig Brähler aus Frankfurt am Main das Wort. Er grüßte im Namen aller beteiligten Arbeitskameraden den Führer und sprach den Dank aus für die Einladung nach Berlin. Dieser Mann, der vom ersten Spatenstich zur Reichsautobahn bis heute an dem Werk mitarbeitete, gab in bewegten Worten dem Dank aller Ausdruck, die lange Zeit hindurch vergeblich nach Arbeit suchten, die heute aber in fester Arbeit stehen, die im Nationalsozialistischen Staat wieder frei geworden sind. Wir wollen, so erklärte er unter lauter Zustimmung seiner Arbeitskameraden, Ihnen, mein Führer, bei Ihrem großen Werk helfen. Wir glauben an unseren Führer, wir glauben an unser Volk, wir glauben an Deutschland! Darauf nahm der Führer das Wort zu einer Ansprache.

Bier Millionen Reichsmark

Zweite Reichsstraßenanleihe — Ergebnis des Jahres weit übertroffen

Das vorläufige Ergebnis der zweiten Reichsstraßenanleihe im diesjährigen Winterstichtag beträgt 1 020 808,49 Mark. Das Ergebnis des gleichen Monats aus dem Vorjahr belief sich auf 3 941 860,48 Mark; das bedeutet eine neue Steigerung der Spendenfreudigkeit.

Dr. Frid im Welt-Erzgebirge

Am Donnerstagvormittag besuchte der Reichsinnenminister Dr. Frid mit seiner Begleitung das Städtische Krankenhaus in Aue. Die Medizinärzte Dr. Lange und Dr. Morgenstern unterbreiteten Dr. Frid die Erweiterungspäne des Krankenhauses. Es handelt sich um Entwürfe von Stadtbaumeister Hesse, die von Dr. Frid als vorbildlich bezeichnet wurden. Mit dem Bau soll im Frühjahr 1938 begonnen werden; er wird etwa 400 000 Mark Baukosten erfordern.

Gegen 10.30 Uhr fuhren die Gäste zur neuen Adolfs-Hilfer-Brücke, besichtigten die neuen Anlagen am Anton-Sünter-Platz sowie das neue Haus der NSDAP. Kreisleiter Billmeyer führte Reichsminister Dr. Frid und seine Begleitung durch alle Räume, deren bauliche Befahrung und gezielte Inneneinrichtung den besonderen Beifall des Ministers fanden. Im Geschäftszimmer des Kreisleiters wurden Dr. Frid und Frau sowie Oberregierungsrat Krebs einige heimische Silbererzeugnisse als Erinnerungsgeschenke übergeben. Dann verabschiedeten sich die Gäste, um eine Kraftwagenfahrt durch das weltliche Erzgebirge zu unternehmen, das sich im prächtigsten Winterkleid zeigte. Gegen 14.15 Uhr verließ Reichsminister Dr. Frid im Schnellzug Weidau.

Die Blauener Modeschule in Berlin

Die von Reichsstatthalter Mutschmann und Staatsminister Lent ins Leben gerufene Modeschule Blauen, die am vergangenen Sonntag in Blauen eröffnet wurde, stellte sich im Deutschen Modemuseum in Berlin mit ihren reichhaltigen neuesten Erzeugnissen den führenden Vertreterinnen im Deutschen Modeschaffen und vor allem den Mode-Berichterhalterinnen, Vertreterinnen der Mode-, Hoch- und Berliner Tageszeitungen und Frauenzeitschriften vor.

Der Leiter der Staatlichen Kunst- und Nachschube für Textilindustrie in Blauen, Direktor Schauer, betonte die Aufgabe der Modeschule, dem Handwerk und der Industrie schöpferische Kräfte zuzuführen und damit der hochentwickeltesten heimischen Industrie wieder Anregung für ein deutsches Modeschaffen zu geben. Dann wurden die neuesten Schöpfungen der Modeschule vorgeführt, eine reiche Kollektion von Kleidern für den Vormittag und Nachmittag sowie Kleider und großer Abendkleider. Die Modelle zeigten besonders gut die Anwesenheit der heimischen Modeschule. Die Blauen Modeschule ist für das modische Schaffen (Stoffe, Blauen Spizen und Stückerien, künstlerische Nimmern, Pastamenten usw.).



Der 2000. Kilometer Reichsautobahn fertiggestellt.

Dass am heutigen 17. Dezember der 2000. Kilometer Reichsautobahn dem Verkehr übergeben werden kann, ist dem Ehrgeiz und der Einsatzbereitschaft der Reichsautobahnarbeiter selbst zu danken. In den Lagern der Baugesellschaften an den Bauustellen entstand der Gedanke, dem Führer die Vollendung des zweiten Kilometertausends als Weihnachtsgeschenk darzubringen. Er wurde begeistert aufgegriffen und nun schreie keine ungünstige Wetterlage mehr.

Alle anstehenden Schwierigkeiten wurden überwunden, damit wirklich das Ziel erreicht wurde.

Und es wurde erreicht. Es wurde sogar um eine Kleinigkeit überschritten, denn mit den Freigaben am 17. Dezember werden insgesamt 2026 Kilometer Reichsautobahn für den Verkehr zur Verfügung stehen. Das 1937 erzielte Ergebnis ist im höchsten Maße bemerkenswert, denn bis 1936, d. h. in den ersten drei Baujahren, wurden insgesamt 1000 Kilometer fertiggestellt. Es gelang binnen einem Jahre, diese Streckenlänge zu verdoppeln.

Zum ersten Male sind jetzt auch größere zusammenhängende Reichsautobahnstrecken besetzbar geworden, die Strecke Leipzig (Schleuditz)-Nürnberg mit 282,8 Kilometer, die Strecke Berlin (Werder, Brandenburger Dreieck)-Hannover mit 225,8 Kilometer, die Strecke Gießen-Frankfurt a. M.-Heidelberg-Karlsruhe mit 192,7 Kilometer, und die Strecke Dresden-Meerane-Jena mit 168,2 Kilometer, um nur die längsten herauszugreifen. Während naturgemäß in den Anfängen der Bauzeit immer nur kurze Teilstrecken dem Verkehr übergeben werden konnten, die zwar sicherlich interessant waren, aber verkehrspolitisch wenig bedeuteten, ist es jetzt möglich, große durchgehende Strecken auf der Reichsautobahn zurückzulegen und damit überhaupt erst die verkehrswirtschaftliche Bedeutung der Straßen Adolf Hitlers zu verwirklichen. Es ist bereits jetzt zu beobachten, daß an diesen großen Durchgangsstrecken der Güterfernverkehr, soweit er sich des Lastkraftwagens bedient, zu 100 Prozent auf die Reichsautobahn abgewandert ist.

Als der Führer am 27. September 1933 in der Nähe von Frankfurt a. M. den ersten Spatenstich tat und damit den Bau der Reichsautobahn eröffnete, geschah das im Zeichen der Arbeitsbeschaffung. Bisherige wären an die Durchführung des Wertes nicht so reich herangetreten worden, wenn die Aufgabe, das Millionenheer der Arbeitslosen wieder nützlicher Beschäftigung zuzuführen, nicht so dringlich gewesen wäre. Heute ist dieser Gesichtspunkt nicht mehr entscheidend. Im Gegenteil, es ist heute schon beinahe schwer geworden, für die großen lebenswichtigen Aufgaben, die die deutsche Wirtschaft erfüllen muß, genügend geeignete Arbeiter zu finden. Wenn unmittelbar an den Bauustellen der Reichsautobahn im Juli 1936 noch rund 124 000 Arbeiter beschäftigt wurden, ist im Jahre 1937 ein Höchststand von 100 000 Arbeitern nur wenig überschritten worden. Im Anfang hat man, um möglichst viel menschliche Arbeitskräfte einsetzen zu können, Wert darauf gelegt, den Straßenbau möglichst wenig zu mechanisieren, sondern soweit wie irgend durchführbar durch Handarbeit zu bewältigen. Heute muß man in weitgehendem Maße Großgeräte, Straßenbaumaschinen, wie sie längst entwickelt sind, einsetzen, um menschliche Arbeitskraft zu sparen, die nicht mehr unbeschränkt zur Verfügung steht. Und sonst hat sich die Bautechnik im Laufe der Jahre gewandelt. Man hat an den in Betrieb genommenen Strecken Erfahrungen gesammelt, und hat sie bei der Fertigstellung der weiteren verwertet. Man ist aber außerdem gewöhnung geworden, den Erfordernissen des vierjahresplanmäßigen Rechnung zu tragen und beispielsweise die Verwendung von Stahl und Eisen nach Möglichkeit einzuschränken. Daß das gelungen ist und daß der Verbrauch an diesen Materialien trotz höherer Streckenleistung geringer geworden ist, zeigen die veröffentlichten Verkehrsstatistiken der Bauleitung. Brückenbauten beispielsweise werden grundsätzlich nur noch in Naturstein ausgeführt, um Eisen und Stahl zu sparen.

Im Jahre 1937 sind als eine Folge der Verkehrsübergabe größerer zusammenhängender Strecken neue Aufgaben

an die Bauleitung herangetreten. Es kam jetzt nicht mehr nur darauf an, die Straßenwerke fertigzustellen, sondern je größere durchgehende Strecken für den Fernverkehr verfügbar wurden, desto dringlicher wurde das Erfordernis nach Tankstellen, Rasthäusern, Parkplätzen, Straßenwerkstätten usw. Die ersten derartigen Bauten sind inzwischen am Rande der Reichsautobahn entstanden und runden das Gesamtbild des neuen ganz Deutschland überspannenden Verkehrsnetzes weiter ab.

Uebrigens verdient eines hervorgehoben zu werden, und namentlich ausländische Sachverständige, die die Reichsautobahnen besichtigen, haben in ihren Berichten das immer bewundernd unterstrichen:

Der deutsche Straßenbautechniker hat in der kurzen Zeit von vier Jahren gelernt, dieses neuartige, zunächst ganz und gar unter technischen Gesichtspunkten geplante Riesenwerk einer 24 Meter breiten Straße so in die Landschaft einzuzulegen, daß es dort nicht stört, die natürliche Landschaft nicht auseinander reißt und sich brutal in den Vordergrund drängt.

Diese Reichsautobahnen werden, namentlich wenn erst einmal ein bißchen Patina der Zeit an ihnen haftet, zum Bestandteil der deutschen Landschaft gehören wie die alten Landstraßen, die wir uns nicht aus ihr herausgenommen denken könnten. Das ist vielleicht nicht das schlechteste Zeugnis für sie.

Die Feier der Uebergabe.

Heute vormittag wurde im ganzen Reich an sechs verschiedenen Stellen zugleich, und zwar im Ruhrgebiet, bei Kassel, Gera, Köln, Stuttgart und am Berliner Ring fertiggestellte Bauabschnitte der Reichsautobahn in einer Gesamtlänge von 2180 Kilometer in Betrieb genommen. Den Mittelpunkt der feierlichen Eröffnung bildete ein Festakt bei Erkner-Grünheide an der Osttangente des Berliner Rings, die durch Rundfunk auf alle übrigen Baustellen übertragen wurde. Nach dem Vortrags eines Arbeiters dieser Baustelle nahm der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr.-Ing. Todi, das Wort, um die neuen Autobahnstrecken in Berlin und im Reich dem Verkehr zu übergeben. Der deutsche Straßenbau bringt in dieser Stunde kurz vor Jahreschluss einen bedeutenden Abschnitt im Bauprogramm der Reichsautobahnen zum Abschluss, erklärte Dr. Todi. Der 2000. Kilometer wird dem Verkehr übergeben, ein kurzes Wort, das eine gewaltige Arbeitsleistung in sich schließt. 2000 Kilometer fertige Straße ist das Ergebnis unermüdlicher drei- bis vierjähriger Arbeit von rund 250 000 Volksgenossen, die entweder direkt auf den Bauustellen oder indirekt in den Fabriken durch die Straßen des Führers beschäftigt waren.

Dr. Todi sprach all denen seinen besonderen Dank aus, die an dieser gewaltigen Leistung mitgeholfen haben. Er richtete diesen Dank an alle beteiligten Arbeitskameraden, an Unternehmer und Behördenstellen, an Grundbesitzer und an die Ingenieur-Kameraden der deutschen Reichsbahn.

„Eine große Gemeinschaftsleistung ist vollbracht“, betonte er, „ein Beweis für die Leistungsfähigkeit eines Volkes, das sich nicht mehr in unterschiedliche Interessenspartien, sondern seine ganze Kraft für gemeinsame Aufgaben einsetzt. Nur bei selbstlosem, opferbereitem Einsatz aller Beteiligten können derart große Werte entstehen.“

„Diese gewaltigen Straßen des Führers werden nicht nur dort errichtet, wo heute bereits starker Verkehr besteht. Diese Straßen entstehen im ganzen Reich und führen vor allem im östlichen Teil Deutschlands bewohnt in bisher verkehrsarme Gebiete vor, um dadurch die Voraussetzung für eine lebhaftere wirtschaftliche Entwicklung zu schaffen.“

Dr. Todi schloß mit einem Dank an den Führer, einem Dank, der am besten durch hingebende Treue und unermüdete Mitarbeit abzustatten sei.

Im Auftrag des Führers übernahm Dr. Todi dann den 2000. Kilometer der Straßen Adolf Hitlers, vier Jahre nach dem ersten Spatenstich an diesem gewaltigen Werk und übergab die Strecke dem Verkehr.

Feierlicher Einzug der Japaner in Nanking.

Schanghai, 17. Dezember. Heute fand der feierliche Einzug der Japaner mit Admiral Hasegawa an der Spitze in Nanking statt. Admiral Hasegawa erließ eine Proklamations, in der er erklärt, die japanischen Streitkräfte seien gerufen, weiter zu kämpfen bis eine endgültige Lösung des Konfliktes erreicht sei.

An der Front herrscht zur Zeit Ruhe. Die vordersten Linien verlaufen jetzt etwa von Wuhu die Autostraße entlang über Suantsicheng, Kwangteh und Wushing bis zur Südseite des Taihu-Sees und biegen dort in südöstlicher Richtung ab nach Haining an der Hanatshau-Bucht. Am Nordufer des Yangtse verläuft die Front zwischen Hojsien und Futau.

Tokio, 17. Dezember. (Mitschendienst des D.N.S.) Der Sprecher des japanischen Außenamtes erklärte auf Anfragen in der Pressekonferenz am Freitag, daß eine Entscheidung über die Verantwortung der amerikanischen Kette noch nicht gefallen sei. Es könne sein, daß die von der japanischen Regierung bereits überreichte Note, in der nicht nur tiefstes Bedauern und Entschuldigung, sondern auch Wiedergutmachung angeboten sei, im Augenblick als genügend angesehen werde.

Die große Krankheit Frankreichs.

Mehrere Pariser Blätter widmen in Zusammenhang mit der Haushaltsfrage in der Kammer der wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Lage Frankreichs einige Betrachtungen. Hervorgehoben zu werden verdienen die Ausführungen D'Arneons im „Figaro“, der behauptet, die große Krankheit, an der Frankreich augenblicklich leidet, überschreite das technische Gebiet sehr weit. Die wirkliche Ursache sei moralischer Natur. Man versuche, aus Frankreich einen Staat zu machen, in dem jeder nur das eine Ziel habe, mehr zu verdienen und weniger zu arbeiten. Auf die Dauer werde sich diese Entwicklung nicht aufrecht erhalten lassen, weil sie naturwidrig sei. Eines Tages werde Frankreich begreifen, daß es langsam Selbstmord begehe. De Krülls fordert in der „Epoque“, vor allem müsse die Regierung dem Lande einmal die volle Wahrheit über die Wirtschaftslage sagen. Es grenze an Wahnsinn, wenn man die Gesamtheit der öffentlichen Meinung in einem Zustand völliger Unwissenheit über die tatsächliche Wirtschaftslage lasse.

„Nur Arbeit, Ordnung und Disziplin können helfen.“

In der Kammer verteidigte Donnerstag nachmittags Finanzminister Bonnet den Haushaltsvoranschlag. Er betonte zwar, daß die Einnahmen und Ausgaben des Voranschlags im Gleichgewicht seien, machte aber gleichzeitig die Einschränkung, daß es lächerlich wäre, zu behaupten, in den gegenwärtigen Zeiten absolut bestimmte Voraussetzungen zu machen.

Im übrigen zeigte sich der Minister sehr ungehalten darüber, daß Fragen des Schatzamtes und der Währung jeden Tag vor der Öffentlichkeit breitgetreten würden. Ein solches Verfahren sei unzulässig. In England würden ja auch niemals Schatzamtsfragen im Parlament erörtert. Welches Bankunternehmen, so sagte Bonnet weiter, könnte es aushalten, wenn Verantwortliche unabhöflich antworteten, daß es bald keine Zahlungen einstellen würde? Die Lage sei zwar ernst und der Fehlbetrag der Handelsbilanz beträchtlich, aber in Gold umgerechnet habe der Unterhaushalt im Sommer im Vergleich zum Beginn des Jahres 1937 abgenommen. Zur notwendigen Wiederherstellung der Staatsfinanzen müsse man Mut haben. Man müsse dem Lande klar machen, daß nur in der Arbeit, in der Ordnung und in der Disziplin das Heil liege. Frankreich brauche neben einem starken Heer gesunde Finanzen.

Die Kammer hat in einer Nachstimmung die Aussprache über den Haushalt abgeschlossen. Der Gesamthaushalt für 1938 wurde mit 547 gegen 25 Stimmen angenommen. Die Kammer vertagte sich auf nächsten Donnerstag zur Aussprache über eine etwaige Wiedereröffnung der Pariser Weltausstellung im nächsten Jahre.



In Liebe mit Osnigund Lobowitz
Roman von Hans Feuer
(Nachdruck verboten.)

„Also war er's doch.“
Der Kerl sah aus wie ein abgehakter Riese. War viel zu breit für seine Größe. Und das Gesicht...
„Ich habe schon schönere Gesichter gesehen!“ dachte Ernst Vöckner. An diesem Fritz Bauer war gerade alles umgekehrt... also anders als bei seinen Mitmenschen: die Stirn war zu niedrig, die Nase zu groß, der Mund zu breit und das Sinn zu kurz. Von den Augen war aus der Entfernung, in der Ernst ihn musterte, überhaupt nichts zu erkennen. Nur ein paar dunkle Striche waren da.
Und mit so einem Menschen verlobt sich Ilse Unger... das fäehste Rädel von Berlin!
Und kräufte sich noch, sich von ihm zu lösen!
„Nein, man leben, wie der Abend verlief! Wenn die kleine Ilse nicht den Mut hatte, Schluss zu machen, mußte man ihr helfen!“
Dazu war er ja da.
Sie hatte natürlich Angst vor dem Jungen, fürchtete vielleicht, er könnte ihr etwas antun!
Sie kannte Ernst Vöckner noch nicht genau. Sonst läme sie jetzt schnurstracks herüber, suchte Schutz bei ihm und überließ alles andere ihm.
Neben dem Tisch, an dem Ilse Unger und Fritz Bauer saßen, war noch ein Platz frei. Ernst hob sich an den Tischreihen entlang und näherte sich dem freien Platz.
Ilse Unger sah so, daß sie ihn leben mußte.
Jetzt hob sie gerade den Kopf.
Und wurde auf einmal blaß. Schreck über Ernst Vöckners Anstehen lähmte sie für Sekunden.
Ernst hatte sich schon gesetzt.
„So... er sah mit Fritz Bauer fast Rücken an Rücken, jedes Wort konnte er verstehen, das die beiden sprachen würden.“
„Was ist denn mit dir los?“ hörte er Ilse Verlobten gerade sagen. „Du bist ja auf einmal lächelnd!“
Die Stimme klang nicht gerade wie in Donigheim gebadet! stellte Ernst sachlich fest und lautete weiter.
Was Ilse antwortete, verstand er nicht.
Sie sprach zu leise.

„Na, hab dich mal nicht!“ lachte Fritz Bauer. „Jetzt ist's gerade so gemütlich hier, alle Augenblicke haste was anderes! Nimm dich'n bißchen zusammen!“
Tanzmusik spielte.
Paare suchten und fanden sich.
Mit einem plötzlichen Entschluß stand Ernst Vöckner auf, trat an den Nebentisch, verbeugte sich ganz knapp vor Fritz Bauer und sagte:
„Sie gestatten, daß ich einmal mit der Dame tanze?“
Und bevor der ob der grenzenlosen Unverfrorenheit eines fremden Menschen verblüffte Fritz Bauer etwas erwidern konnte, hatte Vöckner bereits Ilse's Hand genommen, sie emporgehoben und den Arm um sie gelegt.
Wilenlos ließ sie sich von ihm führen.
Ihr Gesichtchen sah erbarmswürdig aus.
Sie zitterte.
„Keine Angst, Mieskind!“ meinte Ernst Vöckner. „Dir geschieht nichts!“
„Warum haben Sie das getan?“ fragte sie.
Er hielt sie fest und warf einen Blick zu dem Tisch hinüber, an dem der verlassene Verlobte saß.
Im dessen Zustand schien bedenklich zu sein!
Fritz Bauer sah mit zusammengedrücktem Mund und starrte zu ihnen hinüber. Man hatte den Eindruck, als würde er im nächsten Augenblick aufspringen, sich mit einem Wutlaut mitten unter die Tanzenden mischen und Ilse Unger und Ernst Vöckner auseinanderreißen.
Ernst Vöckner lächelte.
„Weil ich mir endlich mal den Mann anschauen wollte, mit dem du verlobt bist, um danach handeln zu können!“ sagte er ruhig, das da, das er am Nachmittag an der Autobushaltestelle zum erstenmal gebrauchte, weiter anwendend. „Nun weiß ich Bekheid! Was ist denn eigentlich mit dir los? Das ist doch kein Mann für dich!“
Ilse Unger blickte ängstlich zu Fritz Bauer hin.
„Ernst, bitte, bringen Sie mich zurück... es... es ist besser... wenn...“
„Ich denke gar nicht daran! Wir tanzen so gut zusammen, daß ich mich auf keinen Fall lösen lasse!“
„Es... es gibt ein Unglück!“
Ernst lachte. „Wer wird denn so eine Angst haben!“
Ein Blick hinüber zu Fritz Bauer: der Kerl sah aus, als wollte er das ganze Haus verflüchten! Ja, das konnte ja nachher gemütlich werden!
„Er... er ist so fürchtbar eifersüchtig!“ zitterte Ilse. „Wenn mich ein Mann anschaut...“
„Geht er schon in die Luft? Das werde ich ihm abgewöhnen!“

„Er will mich totschlagen, wenn er mich mit einem anderen Mann zusammen sieht!“
„Das ist lächerliche Bedrohung!“
„Ich möchte zurück“, bettelte sie.
„Jetzt sage mir erst mal eins: liebst du mich?“
Sie antwortete nicht.
„Schau nicht andauernd zu dem Jungen hinüber... schau mich an, Ilse! Liebst du mich?“
„Ja aber...“
„Bist du bereit, die unsinnige Verlobung aufzulösen?“
„Ich... ich kann nicht... ich muß...“
„Nein Mensch, muß müssen!“
Der Tanz war zu Ende. Die Paare flüchteten. Die Musik spielte weiter.
Sie wandte sich hastig um und ließ sich dem Tisch zu, an dem Fritz Bauer saß. Es blieb Ernst nichts weiter übrig... er mußte ihr folgen.
Als er sich dem Tisch näherte, sah er gerade, wie Fritz Bauer aufstand und Ilse, die ihn zum Eigenbleiben bewegen wollte, ziemlich rücksichtslos beiseiteschob.
„Geh jart mit einem Püppchen um, Fungel!“ dachte Ernst Vöckner, während er rudig auf Fritz Bauer zukam. „Es könnte dir sonst nicht ganz aus ergeben!“
Nun standen sich die beiden Männer gegenüber.
Fritz Bauer reichte Ernst bis an die Schulter, war aber bedeutend breiter. Kräftiger.
Der Gesichtsausdruck Fritz Bauers war alles andere als angenehm.
Ein Funken in tiefstehenden Augen, zu Häuten geballte Hände von beträchtlichem Ausmaß und angepöppelte Muskeln.
Ilse stand mit ineinander verkrampten Händen seitwärts und starrte ängstlich auf Ernst Vöckner, der lassen herangekommen war und die eine Hand sogar noch in der Hosentasche trug, als sei es die darmlose Tache, die ihn erwartete.
„Wie kommen Sie dazu, mit meiner Braut zu tanzen?“ rief Fritz Bauer hervor.
„Aus alter Freundschaft!“ lächelte Ernst Vöckner. „Bevor Sie nämlich auf der Welt waren, konnte ich Ilse Unger schon... und so etwas gibt ja bekanntlich das Recht.“
„Derr Vöckner...“ kam die stehende Stimme Ilse zu ihm.
Er nickte ihr zu.
(Fortsetzung folgt.)



Um fremde Schuld

ROMAN VON MARLISE SONNEBORN

Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

12] Nachdruck verboten.
 „Geh, geh“, drängte er ihn ungeduldig fort.
 Er achtete nicht darauf, wer blieb, ihm beim schweren Werk zu unterstützen.
 Er stand, den Oberkörper nackt, triefend vor Schweiß, herkulisch, die gewaltigen Muskeln wie zu einem Angriff gespannt, auf dem leeren Leiterwagen.
 „Los!“
 Die Garben flogen ihm zu.
 Er lud selbst auf.
 Denn er wußte: ausf Vaden kam's an.
 Unruhig schoben die Pferde. Sie witterten die Gefahr. Die letzte Stiege.
 Geschickt, kraftvoll und hurtig arbeitete das Mädchen, das am Hals — schonte sich nicht, verstand, was er wollte, bloß auf einen Wink, fast durchs Gefühl.
 Flüchtig bemerkte er das.
 Leer war das Feld.
 Als ob der Sturm darauf gewartet hätte — als ob er zeigen wollte, daß aller Menschenwitz und aller Menschenfleiß umsonst war, wenn er wollte —, legte er sich tief aus den Werten herab und pfliff erst einmal zur Probe spielerisch über die Spren. Die wirbelte, daß es schien, die Erde drehe sich unter ihr im Kreise.
 Dann aber sprang der harte Bursche mit jähem Satz auf den Boden nieder und tanzte seinen vernichtenden Tanz, sich selbst mit kreischendem Geheul aufspielend.
 Der Blitz warf hühne Figuren an die Wolkenwand. Der Donner schlug, ihm auf dem Fuße folgend, dröhnend die Worte der Luft zu.
 Kein Tropfen fiel.
 In der mit Elektrizität gefüllten Atmosphäre knisterten die Haare der Tiere und Menschen und sträubten sich.
 Unruhig hängelten die Pferde, schnaubten.
 „An jede Seite ein Knecht — beruhigen — lenken...“
 „Der Wagen kippt“, warnte der eine.
 Verächtlich zog Bartholomee die Mundwinkel herab.
 Mit ungeheurer Kraftanstrengung, die Muskeln bis zum Zerschneiden anspannend, verschürte er den Wagenbaum, zog das dicke Seil an und her, dem wühlenden Wind jeden Handgriff wehrend.
 „Kunter!“
 Das Mädchen sprang. Der Bauer nach, griff vorn in die Halfter der Pferde.
 „Ladung kippen!“
 Die Knechte stemmten die Forten rechts und links in das hochgetürmte Korn.
 „Los!“
 Es war ein harter Weg und voller Gefahr, dem ortantigen Sturm direkt entgegen, von Blüten umzuckt, neben den aufgeregten Pferden, die Bartholomee nur durch Zureden und begütigendes „O lala, o lala...“ zu Leistung und Folgsamkeit ermunterte.
 Nicht hinter ihm, in dem Schutze seines gewaltigen Körpers, um sich dem Sturm zu entziehen, leuchtete das Mädchen. Ihre Hand hielt eine der Wagenstangen umklammert.
 Bartholomee drehte sich um.
 „Komm!“
 Er nahm sie fest in den freien Arm; tameradschaftlich und ruhig schritten sie Seite an Seite, als ob einer vom anderen Kraft empfing.
 Bartholomee empfand das vertrauensvolle Anschmiegen des jungen Körpers — das Anschmiegen eines Kindes, nicht eines Weibes.
 Junelung stutete warm durch sein Herz. Seines Armes Druck wurde zärtlich.
 Väterlich war die Zärtlichkeit, nicht mütterlich.
 Und erst als sie auf dem Tersteegen'schen Hof den Wagen unter Dach und Fach hatten und aufatmend einander ansahen, merkte Bartholomee, daß das Mutige und tüchtige Mädchen, das er heimgeleitet, seine Tochter war.
 Es gab ihm einen Stich durchs Herz.
 Am liebsten hätte er sie mit einem bösen Wort getränkt. Aber es fiel ihm so schnell nichts ein.
 So blieb denn Heilken, die nichts anderes glaubte, als daß sie dem Vater von Anfang an bewußt gewesen, das Gefühl des Glückes, der süße Irrtum, nun endlich zum Vater heimgefunden zu haben, daß Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, deren Reinheit und Echtheit sie unbewußt erkannt, ihrer Person gegolten habe.
 Seit diesem Tage meinte sie, den Vater zu kennen und zu verstehen.
 Seine überkräftige Körpersicht, die ihr in des Bauern unwichtigem Kampf mit dem Element erst einmal richtig zur Erkenntnis gekommen, ersforderte — das sah sie ein — ihre eigenen Gesetze; sie mochte wohl lässig werden können und die Seele allzusehr beschweren, als daß sie sich in Klarheit und Heiterkeit allzeit erhalten könne. Aber daß er wesenhaft gut sei, ein guter Mensch — ach, hatte sie nicht Grund genug gehabt, das ernstlich und schmerzlich zu bezweifeln? — das glaubte sie nun ganz bestimmt zu wissen.
 Seine Kraft, seine Geschicklichkeit, sein hinreichendes Herrschertalent — das waren bewundernswerte, doch äußerliche Eigenschaften.

Aber seine Hilfsbereitschaft, das fraglose Sichhinlegen für andere — das waren sittliche Eigenschaften von großem Wert.
 Wer sie besaß und so besaß, dem durfte man vertrauen, der war im tiefsten Grunde edel. Nur lag das Gute bei ihm etwas tief verborgen in der Massigkeit seines Leibes und rang sich schwer und nur bei starkem Anstoß heraus zu Tat und Tun.
 So mütterlich sann das Kind Heilken der Seele ihres Vaters nach, geschult durch die fromme Erziehung, die bei ihr tiefer als bei anderen Wurzel geschlagen hatte und kräftiger geteilt war. Und so überdrückte sie den Abgrund, der zwischen ihr und ihrem Erzeuger lag, mit der Zuversicht der wahren Liebe, die immer hofft — einen Abgrund, von dessen unheimlicher Tiefe sie noch nichts ahnte.
 Und diese ihre Liebe, und dieser ihr Glaube machten sie glücklich.
 Sie gaben ihr Kraft und Mut, das Widerwärtige im Wesen des Vaters nicht nur zu ertragen, kaum noch zu spüren.
 Heiter und offen schloß sie sich ihm an, ließ sich durch nichts mehr abschrecken.
 Und er ließ es sich gefallen.
 War es nicht am besten so, wenn er jede Regung ihrer Seele kannte?
 Er verachtete sie ein wenig dieser ihrer rückhaltlosen Offenheit wegen. Sie wußte nichts von ihm. Er aber stand wie im Dunkeln und sah das Licht ihres Wesens, ohne Freude — mit schwellendem Haß, mit jenem bössartigen und vernichtenden Haß, mit dem der Schuldige den Unschuldigen umlauert, bereit, ihn zu zertreten, so oder so, wann immer der beglückten würde, ihn zu durchschauen.
 Wie Himmel und Hölle lebten sie nebeneinander.
 Aber vielleicht hätte dennoch alles in Gewohnheit und schlichter Arbeitstätigkeit zu Frieden und Ausgleich gelangen können, wenn eben nicht doch die Bauerntochter vom Weidenhof zu den Menschen gehört hätte, die „unter einem Schicksal stehen“, das sich an ihnen vollzieht, nach ewigen Gesetzen der Natur, von der das Sittliche auch nur ein Bestandteil ist.
 Unter dem Schicksal stehen aber bedeutet: unter fremder Schuld schuldlos leiden — fremde Schuld schuldlos büßen zu müssen.

Erstes Kapitel KETTEN KLIRREN

Schicksal und Tod lassen sich Zeit. Sie kommen langsam, aber gewiß.
 Und immer kommen sie unter einer Gestalt und in einem Augenblick, die niemand vermutet.
 Der Sommer auf Weidenhof, der erste, den Anna Dorothea Bartholomee wieder in der Heimat erlebt hatte, war längst zur Farbenpracht des Herbstes aufgeklammert, hatte sich wie ein Phönix in ihr verbrannt, war erloschen und lag unter der Nebeldecke eines weichen Winters begraben, in der alles Baumwert und Gebüsch stäglich-gepensterhaft ein lahes Sein tragend und schamvoll der Umwelt entgegenstreckte, sich vergeblich nach dem weißen Nachgewand der Natur, nach Schnee und Eis, sehnd.
 Die Bauerntochter Bartholomee war wochenlang in der Großstadt Hannover bei den Verwandten gewesen, die sie gar nicht wieder fortlassen wollten.
 Sie hatte Välle besucht — das Wald- und Wiesentind Heilken — und hatte das leise, nachsichtige Lächeln der Herren und Damen nicht verstanden, das sie allemal aufsetzten, wenn sie sich froh und stolz als Bauerntind bekannte.
 Eine kleine Eitelkeit der reizenden, naiven, verwöhnten jungen Dame. Man gab ihr nach. Man fand es allerliebste. Man wußte, daß ihr Vater ein großes Gut im Westfälischen hatte, daß sie reich war.
 Auf den ersten Blick gefiel Heilken allen.
 Aber beim näheren Kennenlernen stieß man sich an etwas bei ihr, das man selbst nicht recht zu bezeichnen wußte.
 Alltug fanden es die Erwachsenen, gouvornantenhafte die Geschäftstinnen, langweilig die Herren.
 Onkel und Tante aber liebten das Mädchen von Tag zu Tag leidenschaftlicher, beinahe schwärmerisch.
 Sie liebten die moderne Jugend ab. Hier fanden sie nun ein wahrhaft junges, unbewußtes, süß sich entfaltendes Menschenkind mit der Zeitlosigkeit, dem Ernst und der Zu-sich-Geschlossenheit alles Echten.
 Bartholomee, von Hamourg kommend, nahm Ende Februar die Tochter nach Weidenhof zurück. Er blickte verschlossen zu dem überschwinglichen Lob, das die Verwandten ihr spendeten.
 Das Mädchen sah forschend in des Vaters Gesicht, in dem ein merkwürdig brutaler Zug sie nachdenklich stimmte.
 Doch er verlor sich in den stillen Winterwochen, die nun folgten, und in denen sie friedlich miteinander ihre Tage verbrachten.
 Und dann kam wieder der Frühling ins Land und überschüttete das Stück Westfalen, die Lippe entlang, mit

etnem Blütenregen, wie ihn die Riviera des Tessins kaum reicher zu spenden vermag.
 Der Juni, der die Rosen bringt, ließ eine achtzehnjährige Anna Dorothea werden, in deren jungem Blut ein leises Singen und Klingeln begann, das sie mit aufhorchender Verwunderung belauschte, ohne noch diese Töne zu einer Melodie vereinigen zu können.
 Es war nur noch ein Echo.
 Denn eine seltsame Krankheit heßel in jenen Tagen eine erhebliche Anzahl junger Männer im Kreise rings um Weidenhof. Mochte ein Baum in Blüten stehen oder ein Vogel ein Lied anstimmen, mochte die Sonne schmelzen oder der Regen in seiner Fruchtbarkeit rieseln: es klang in ihnen an und aus zu einem einzigen Akkord...
 Der Akkord hieß Anna Dorothea — oder Heilken Bartholomee.
 Am heftigsten und fieberigsten war Joseph Tersteegen von diesem Leiden befallen, ihn, den man in der Umgegend ein bißchen spöttisch, doch andererseits mit anerkennender Hochachtung den „latinsten Bur“ nannte, weil er eigentlich auf Doktor hatte studieren sollen, nachdem er die Schule in Pöppstahl durchgemacht und die Universitätsreise erlangt hatte. Aber er war nach zwei oder drei Semestern heimgelehrt.
 „Lieber Knecht zu Haus, als draußen großer Herr“, hatte er den Eltern versichert.
 Man gab ihm nach.
 Er war ein hübscher Junge. Es würde sich schon eine gute Ehefrau machen lassen. Damals schon, vor vier Jahren, dachte Tersteegen heimlich an die Erbtochter vom Weidenhof.
 Nun schien sich die Sache ganz von selbst zu machen.
 Es hatte ihn im Herbst, beim Ernteianz, gepackt, hatte den Winter über geschwelt und brach jetzt im Frühling mit unwiderstehlicher Gewalt zu voller Blut aus.
 Westfalenliebe ist eigenfönnig und hart.
 Sie schmerzt mehr, als daß sie beglückt.
 Sie lastet — und will getragen sein.
 Aber der alte Tersteegen wachte und bändigte. Er wußte, daß ein langer Brautstand eine lange Qual bedeutet. Und er wußte auch, daß Heilken vor ihrem einundzwanzigsten Jahr, einem Familienvertrag nach, nicht heiraten sollte.
 Weil er andererseits indessen lebhaft wünschte, daß sie und sein Zweiter einzig werden möchten, stand er wehrend und tröstend neben dem Sohn. Dessen Sehnsucht aber schweifte unaufhaltsam zu dem lieblichen Bauerntind hinüber, und wenn bei sonntäglichen Besuchen die beiden jungen Menschen nebeneinander durch den Hof und Garten gingen, bedurfte es alles Zusammennehmens seines harten Willens und aller Erinnerungen an die Ermahnungen des Vaters, daß er nicht des Mädchens träumerische Abnungslosigkeit zu jähem Erwachen ins Weibum rücksichtslos aufstreckte, um so mehr, als er deutlich fühlte, wie sie sich mit ihrem ganzen Sein ihm zuneigte und nur ihre Jugend und Erfahrunglosigkeit sie hinderte, zu merken, daß sie ihn liebte.
 Die Grottelris aber flüsterten geheimnisvoll-wichtig in Heilken's unaufmerksames Ohr, daß ihr Vetter, der Künstler, nur deshalb so oft aus Soest herüberkame, weil er das Madonnengeßicht der Bauerntochter vom Weidenhof und die Zartheit seiner Farben noch nicht so völlig auswendig wisse, wie er wünsche. Und wenn Heilken, lachend und derb, solchen Reden ein: „Ihr seid ja verückt!“ entgegenlegte, machten sie die Miene der Besserwissenden und prophezeiten, sie werde es schon erfahren.
 Aber auch Rechtsanwalt Klein, der in Geschäften häufig nach Weidenhof herausgefahren kam, herausgefahren, weil er ein Freund häuerlicher Frühstückswiese war und nicht minder häuerlichen Röhms, wehrte seinem Sohn, den jungen Gerichtsassessor, mitzutommen.
 „Laß mir das Kind in Ruhe, die Anna Bartholomee! Euer Großstadtsirt-Ritschbetrieb! Wird mir ja übel, wenn ich sehe, wie du ihr Augen machst und sie vor Süßigkeit und Zärtlichkeit, die noch dazu keine zwei Knoten tief ist, überlaufen läßt. Und das vor des Mädchens erkauntem Aindergeßicht...“
 „Sie ist einfach zum Anbeßen, diese kleine Heilke. Und eine so gute Partie! Außerdem — ich bin nämlich viel raffinierter als du denkst — Klostererziehung. Man weiß doch! Die Mädels räumen einander zu, erleben im Traum, was sie in Wirklichkeit nicht kennen! Solch eingeklemmte Brunst gibt prachtvolle Flammen, wenn sie einmal ausbricht. Ich möchte der erste sein, dem sie brennen!“
 „Kfui Deubel!“ sagte der Rechtsanwalt und fuhr allein ab. Aber er konnte nicht verhindern, daß sich sein Sprößling aufs Rad schwang, und nur die Augenbrauen runzeln, wenn er ihm auf Weidenhof begegnete.
 Die Grottelris-Mädchen sahen fast den ganzen Tag bei Heilken. Sie bildeten eine Art Schutzwall um die Freundin, halb aus Liebe, halb aus Eifersucht. Die Bauerntochter ließ sie gern mit den hädlichen Liebhabern allein. Ihr Herz war noch völlig frei. Nur eine leise, ziellose Sehnsucht regte sich in ihm. Auch an Joseph Tersteegen dachte sie wie an einen treuen und zuverlässigen Freund, ohne die Absicht zu haben, diese Freundschaft zu irgendeiner Vertraulichkeit zu benutzen. Ihm so wenig wie jedem anderen sprach sie von ihrem Verhältnis zum Vater und von den Sorgen, die es ihr immer noch machte.
 So ein junges Menschenkind, wenn es reinen Blutes ist, kann durch ein Flammenmeer von Leidenschaften schreiten, ohne auch nur zu ahnen, wo es wandelt.
 Die behütete und eingedämmte Andacht ihrer jungen Verehrer bemerkte Heilken gar nicht. Sie träumte wohl einmal von Liebe, aber sie schob das Erleben behutsam von sich, in die Zukunft, die zeitliche Ferne.
 Noch rante ihr Gefühlleben um den Vater.
 So verging im gleichmäßigen Wellenschlag der Zeit, wie ihn sanft spielender Wind ruhigen Geschehens erzeugt, ein zweiter Sommer, ein zweiter Herbst

(Fortsetzung folgt)

Zur guten Stunde

Das Bild aus der Heimat

Langsam schloß Renate das Buch, in dem sie noch ein wenig gelesen. Der Tag mit seiner Arbeit hatte sie müde gemacht, irgend eine traurige Unruhe war in ihr, die es ihr verwehrte, sich ganz in die Gedanken des Dichters zu vertiefen und zudem fiel draußen langsam die Dämmerung über die verschneite kleine Stadt. Das Mädchen stand langsam auf und trat zum Fenster hin und blickte über die Dächer fort, die sich nun tief in das weiße Schneefeld duckten. Sie hatte einen schönen Blick von ihrem kleinen Reich hier oben über die ganze Stadt mit ihren alten Gassen und Winkeln und sie schaute hinüber zur schönen, alten Marienkirche, deren Turmspitze eben noch einen letzten Sonnenstrahl auffing und deren Umrisse im langsam einfallenden Dunkel ganz allmählich zu verschwimmen begannen. Lange schaute Renate hinaus, Gedanken kamen und gingen, und sie sah die engen und schmalen Gassen ihres Heimatstädtchens wie leuchtend hinab, ohne es selbst zu wissen. Nun stieg drüben überm Horizont ein sonderbar roter Mond empor, stieg langsam und stieg höher und höher und füllte die Straßen mit einem unwirklichen weißen Licht, daß der Schnee eifrig zu leuchten schien.

Plötzlich kam ein Gedanke aus der Vergangenheit zu Renate. Hatte sie nicht einmal diesen Blick aus ihrem Fenster aufgenommen, diesen schimmernden Schnee, die dunkle und geheimnisvolle Silhouette der Kirche, die verlassenen Häuschen da unten. Ganz gewiß, irgendwo unter ihren alten Bildern mußte sich auch dieses Bild finden. Und plötzlich bekam sie Lust, wieder einmal mit ihrem schwarzen Freund, dem Photopaparati, zu wandern und sich schöne Erinnerungen einzufangen, die ihre Gefährten sein könnten an so einsamen Abenden, wie dieser einer war. In ihrer kleinen Küche bereitete sie sich ein wenig Abendbrot, dann stellte sie die Teemaschine auf den Tisch, ein paar Keffe fanden sich auch noch und es war ihr fast, als erwartete sie liebe Freunde, die sie sehr lange nicht gesehen. So holte sie ihr Photoalbum aus dem Kasten und schlug es auf, langsam schlug sie Seite um Seite um...

Wie die Vergangenheit plötzlich lebendig wurde in ihrem kleinen, warmen Zimmer. Die mühevollen Berufsarbeit ihres Tages war vergessen, sie war wieder ein kleines Kind, das ganz allein und winzig auf einer riesigen Wiege stand. Und dann kamen so mancherlei Bilder von ihren Eltern, auch viele Bilder von ihren Geschwistern, die nun irgendwo in der Ferne lebten und arbeiteten und ihr, die immer in der Heimatstadt geblieben, fast fremd geworden waren. Und wieder kamen nun Bilder der Eltern, die letzten, die sie aufgenommen hatte, bevor sie alle beide in einem bösen Herbst von der schleichenden Krankheit dahingerafft worden waren. Renate schaute lange und sinnend auf die Bilder der Eltern nieder, taugend frohe Kindheits Erinnerungen wurden wach in ihr, mit leisen, zärtlichen Händen streichelte sie die Bilder. Und dann kamen die Bilder von ihr selbst, da war sie als kleines Kind, als immer größer heranwachsender junger Mensch, als junges Mädchen bei Spiel und Sport, bei Wandern und Reisen und mancherlei Tun. Und all diese Bilder hatte Dieter aufgenommen, ihr Spielkamerad, ihr Jugendfreund, der ihr die schöne, schwarze Kunst erst beigebracht hatte. Und dann kamen all jene Bilder von ihm, die sie selber aufgenommen, kam auch jenes letzte, schönste Bild, von dem er selber nichts wußte. Weihnachten wars gewesen, das letzte Fest, das er in der kleinen Stadt verbracht hatte und er war bei ihr und ihren Eltern gewesen. Da hatte er am Boden gekniet und die alten Krippenfiguren geordnet. Und so versunken war sein Gesichtsausdruck gewesen, so hingeeben an sein Tun, daß Renate, ohne daß er etwas merkte, ihren Apparat holte und sich ein Bild dieses jungen, ganz in sein Werk vertieften Menschen einfügte.

Lange sah sie sinnend vor diesem Bilde und jener brennende Schmerz kam wieder und pochte an ihr Herz, das Weh jener Tage, da der Freund in die Ferne gezogen war, sein Gesicht zu finden, ohne vorher auch nur ein einziges armes Wortlein mit ihr davon zu sprechen. Damals hatte sie Dieter und die Erinnerung an ihn vergessen wollen und hatte es doch nicht gekonnt. Dann hatte sie gemeint, er sei ihr gleichgültig geworden in ihrem stillen Leben in der kleinen Stadt, aber jetzt, vor diesem Bilde, wußte sie, daß sie sich selbst belogen hatte. Und daß sie ihn nie vergessen würde, auch wenn er nie wiederkehrte... Leise summete die Teemaschine, kein Laut war sonst in dem kleinen, behaglichen Zimmer; Renate sah und sah das Bild an und es gewann Blut und Leben für sie und sie dachte an Dieter und weinte ohne Laut.

Draußen ging die Klingel, so sah war der Laut in der Stille, daß sie zusammenfuhr. Einen Augenblick dachte sie daran, nicht zu öffnen, aber der Besucher mußte ja das Licht in ihrem Zimmer gesehen haben. Da stand ein junger Mensch draußen, der manchmal kam, um Renate zu besuchen, er war Dieters Freund und ihnen beiden Spielgefährte gewesen; und manchmal kam er, um sie in ihrer Einsamkeit ein wenig zu unterhalten. Renate hatte ihn gern, er war still und ruhig und man konnte gute und tiefe Gespräche mit ihm führen, aber auch mit ihm schweigen. Der sah das Album, sah Dieters Bild und sah einen Augenblick sinnend das Mädchen an. Dann begann er von Dieter zu sprechen, er wußte vieles von dem fernem Freunde. Und zuletzt bat er Renate um das Bild, das ihm besonders gut gefiel. Sie hatte noch ein zweites, das gab sie ihm, denn sie wußte, daß es in gute Hände kam. Dann sprach er noch ein wenig und beim Abschied sah er sie sinnend an mit einem Räseln, daß sie sich nicht zu denken wußte. Daheim setzte er sich an seinen Schreibtisch, ein paar Worte schrieb er auf das Bild, verpackte es sorglich und brachte es selbst zur Post. Der Schnee türmte unter seinen Füßen, als er heimging, blaue Schatten lagen über der Straße und auf den Balkonen konnte er die Umrisse der Weihnachtsbäume erkennen, die dort standen und auf den Heiligen Abend warteten.

Alle Menschen warteten auf den Weihnachtsabend, die Kinder mit steigender Ungeduld, die Großen mit einer leisen Behemut jumeil; alle warteten, nur Renate wartete nicht. Worauf auch? Sie war ja ganz allein. Vielleicht würden ihr die Geschwister lächeln, aber einen Menschen, zu dem sie gehörte, hatte sie ja nicht. Raum konnte sie sich entschließen, sich ein kleines winziges Bäumchen zu kaufen. Lange ging sie in den Straßen hin und her, ehe sie an einen Weihnachtsbaumhändler herantrat. Als sie es aber dann nach Hause trug, war doch eine stille Freude in ihr, über die sie sich selber wunderte. Dann schmückte sie es in ihrem stillen Zimmer mit silbernen Lamettafäden und weißen Kerzen und auf der Spitze befestigte sie einen großen Silberstern. Und sie fragte sich selber, wie es nur komme, daß ihr fast so zumute sei, wie einem Kinde am Heiligen Abend, auf das eine große Ueberraschung wartet. Irigendwie war das lähmende Gefühl von Traurigkeit und Einsamkeit fort und sie merkte, daß sie jung sei und das Leben doch noch auf sie warte...

Fern, in der großen Stadt, sah Dieter und lächelte sich eben so einam und meinte ebenso, daß er vergessen sei und daß es sich doch gar nicht lohne, in die Heimat zu sa-

ren, denn da sei doch keiner, der nach ihm frage. Und als sein Herz leise und deutlich „Renate“ sagte, lächelte er ärgerlich und sagte laut vor sich hin: „Das waren ja Kindereien. Sie war so jung, wie durfte ich sie an mich binden? Und nun hat sie mich sicher längst vergessen.“ Aber sein Herz meinte das durchaus nicht...

Der Abend vor Heiligabend war grau und trübe und in Dieters Stube war es auch grau und trübe und in seinem Herzen auch. Da merkte man nichts von Weihnachtsen und er wünschte, daß dies Fest, da jeder Einsame erst merkt wie allein er ist, nur recht bald vorüber sei. Er ging hin und her in seiner kahlen, möblierten Stube und wußte es nicht, sollte er ausgehen am Heiligen Abend, irgendwohin, wo viele Einsame zusammen sind und sich die Trübsal vertreiben wollen, oder sollte er in seinem lieblosen Zimmer bleiben und arbeiten, irgendetwas, um nur ja den Heiligen Abend zu vergessen? Immer hin und her ging Dieter, draußen wurde es immer dunkler und in ihm auch; und einen Augenblick lang bereute er es, daß er sich nie mehr um Renate gekümmert, aber dann sagte er wieder: „Kindereien“

Plötzlich klopfte es an die Tür. Da stand seine Wirtin und sie gab ihm einen Brief. Staunend drehte er ihn hin und her, es war ein dünner, harter Brief. — wer sollte ihm wohl schreiben? Schließlich öffnete er ihn, da fiel nichts heraus als ein Bild, das er noch nicht kannte und das doch ihn selbst darstellte, damals, als er noch nicht gemeint hatte: „Kindereien.“ Warum meinte er es jetzt eigentlich? mußte er plötzlich denken. Auf dem Bilde standen von seines Freundes Hand nur wenige Worte: „Denkst du noch daran? Komm!“ Lange sah Dieter vor dem Bilde, alles Fremde fiel von ihm ab, er war wieder der junge, verjüngte Mensch, der eine Weihnachtskrippe aufbaute und ab und zu in Renas leuchtende Augen schaute. Als er aufstand und zum Bahnhof ging, lächelte er.

Lange sah Renate am Heiligen Abend an ihrem Fenster und sah hinaus über die Stadt, in der ein Weihnachtsbaum nach dem andern entzündet wurde. Und am Himmel flammte ein Weihnachtsstern nach dem andern auf. Als dann aber leise und dringlich eine Stimme in ihr sagte: „Nun ist es Zeit!“ stand sie gehorsam auf und zündete ihr Bäumchen an, daß das ganze Zimmer voll von Kerzenlicht und Tannengrün war, und sie stand und schaute in die Flammen und eine tiefe Freude war in ihr, wenn sie auch selber es nicht wußte, worüber.

Draußen türmte der Schnee, näher und näher kamen die Schritte, sie aber rührte sich nicht. Irigendwas in ihr sagte ihr, wer da käme. Und dann ging sie schweigend zur Tür und öffnete sie. Da stand Dieter. Sie sahen sich an und es war, als hätten sie sich nie getrennt. „Nur die Krippe ist noch nicht aufgebaut“, sagte Dieter und lächelte. Fragend schaute sie zu ihm auf, da legte er das Bild vor sie hin, das ihm der Freund gelandt. „Du hast mich ja gerufen, Rena“, sagte er endlich leise. Sie blickte ihm ernsthaft in die Augen, dann lächelte sie wie befreit und er hörte sie leise sprechen: „Du bist du selbst geblieben, Dieter, auch da draußen.“

Ganz langsam und still brannten die Weihnachtslichter herunter. Auch in den Fenstern der Stadt erlosch allgemach der Schein der Kerzen, sie wurden dunkel, eines nach dem andern. Nur die Sterne leuchteten ruhig und fet am unendlichen Himmel. Und aus der Ferne, wohl von der Kirche herüber, kam das langsame Schlagen einer alten Uhr...

Usc H. Rieme

Jörg trinkt seinen ersten Grog / Von Udo Wolter

Es fehlen noch verschiedene Dinge für den Heiligabend, die man schleunigst aus der Stadt besorgen muß. Jörg braucht nicht lange zu betteln. Es ist jedermann beschäftigt auf Thierenberg, so daß der Vater schnell die Erlaubnis gibt. Nur bummeln darf Jörg nicht, um alles noch rechtzeitig für die Bescherung heranzuschaffen. Und auch Zigarren darf er sich von dem Onkel nicht anbieten lassen, wenn er in dessen Laden einkauft. Der Vater kennt seinen Bruder, diesen alten Hausdigen. Das Zigarrenabenteuer hat Jörg vor einigen Monaten einen schlimmen Vater verursacht mit seinen dreizehn Jahren. Aber diesmal...

„Keine Angst“, verspricht Jörg. Noch einmal klopft er auf Onkel Ottos 11. Etage. Ratschläge nicht herein. Vergnügt spannt er

Jokels, das Pferdchen, vor den großen Schritten und laßt hinein in die glatte, weiße Fläche, die sich von Thierenberg bis zur Stadt hinunterzieht. Ihm ist äußerst fröhlich zumute, denn die Ferien haben gerade begonnen.

Noch fröhlicher wird Onkel Otto, als er seinen Nefen wieder sieht. Onkel Otto ist fast zwei Meter groß und hat sich in allen Ländern herumgetrieben, ehe er sich hier in seinem Laden niederließ. Noch heute kann er einen Nagel mit der Faust in den Lamentlich einschlagen. Für Jörg hat er etwas übrig, seitdem der ihm einmal den Kopsprung vom Fehmeterbrett gezeigt hat. Auch heute ist, nachdem die Waren eingepackt sind, die Stimmung bald hergestellt.

In seiner Stube hat Onkel Otto ein

Tannendämbchen aufgebaut. Darunter stehen allerhand angenehme Dinge. Ueber die Zigarrenliste sieht Jörg hinweg. Onkel Otto ist früher, wie man gehört hat, ein großer Tunichtgut gewesen, und das mit den Zigarren paßt glatt hinein in dieses Charakterbild. Jörg beschließt, auf der Hut zu sein.

Aber den Grog, den Onkel Otto jetzt herbeischleppt, den kann er doch nicht gut ausschlagen. Es paßt so gut in die ganze Weihnachtsstimmung hinein, dieses warme Getränk, und schmeckt so angenehm zu den Pfeffernüssen, die der Onkel in einer großen Schale auf den Tisch bringt. Und dann beginnt der Onkel außerdem noch zu erzählen...

Nein, Jörg wird nicht so dumm sein und den Grog ausschlagen, der ihn für die kalte Rückfahrt wärmen soll, wie Onkel Otto sagt.

Es ist beinahe sieben Uhr, als Jokelle wieder anzieht. In schnellem Trab geht es heim. Jörg ist wirklich warm zumute, ganz leicht und schwebend und viel schöner, als nach den Zigarren damals. Mit Hott und Hüh und Gesang geht es voran. Die Schellen über Jokelle klingeln. Es ist wirklich so richtig Weihnachten, empfindet Jörg.

Es ist vollkommen dunkel, eine wolkenverhangene, schneebringende Nacht. Jörg fährt voraus. Das ist doch der Weg, der große Rundweg nach Thierenberg. Man muß sich beeilen, um die Geschenke richtig heimzubringen zur Bescherung. Jokelle, in einen gemühtlichen Trab gefallen, ruft ein wenig an. Aber auch das legt sich bald wieder Gemühtlichkeit ist es viel schöner, sagt sich Jörg.

Angehauer lang zieht sich der Weg hin. Jörg hat den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt. Eine gute Stunde fahren sie schon hier herum, und noch immer ist Thierenberg nicht in Sicht. Er schaut voraus. Nein, das ist der richtige Weg, ganz genau der Weg, der nach Thierenberg führt. Aber wo ist Thierenberg geblieben? Da ist der Wald, da ist... Jörg verfährt in tiefes grüblerisches Sinnen. Irigendwas Wunder ist hier eingetreten, das er nicht begreift. Aber schließlich, einmal muß man schon nach Thierenberg kommen.

Die Zeit geht hin. Jörg schreit auf. Ihm ist nicht mehr so behaglich zumute, wie vorher. Jokelle trottet mit geknicktem Kopf. Jörg schaut voraus. Wenn jetzt nicht bald Thierenberg...

Aus dem Dunkel kommt eine Gestalt, legt sich neben ihn. Jörg empfindet das als selbstverständlich. Als sie auf Thierenberg einfahren, erkennt er, daß es der Großnecht Johann ist.

Wie ein Weihnachtsmann erscheint Jörg mit den Paketen oben im Saal, in dem bereits alles wartet. Die Mädchen und Knechte klammern und stoßen sich an. Jörg ist wieder überaus vergnügt. Er geht hinüber zu dem Großnecht, der jetzt hereinkommt, hält ihm statt die Tüte mit den Pfeffernüssen hin. Wie im Traum beinahe hört er die Gespräche, sieht den Vater und Johann.

„Dreimal sah ich ihn auf dem Rundweg vorbeikommen, Herr“, sagt der Großnecht. „Er ist immer um das Gut herumgefahren, ohne abzubiegen. Ich war gerade beim Umkleiden, sonst hätte ich ihn schon beim zweitenmal geholt. Aber da war er bereits wieder im Dunkel verschwunden.“

Der Vater sieht Jörg an. Jörg macht große Augen. „Onkel Otto hat den Grog gegeben, Onkel Otto hat gesagt...“ Aber ihm ist jetzt äußerst ungemühtlich zumute, schlimmer noch als nach den Zigarren.

Der Großnecht grinst, auch der Vater lächelt. Stumm läßt sich Jörg draußen unter die Pumpe schieben, prustend richtet er sich wieder auf.

„Nie wieder Alkohol“, sagt er flüchtig. Er wird Onkel Otto schon belächeln können, wenn er ihm wieder begegnet. Mit großen Sägen läuft er hinauf in sein Zimmer, um sich für die Bescherung umzukleiden. Er wird dieses Weihnachtsfest nicht so leicht vergessen, er wird Wort halten. Frei sich verpricht er es dem Vater.

Den nächsten Grog hat er beim Weihnachtsfest fünf Jahre darauf getrunken. Aber da war Onkel Otto bereits wieder Kaufmann drüben in Südamerika und schrieb einen langen Brief, in dem er an die Geschichte erinnerte.





„O du fröhliche Weihnachtszeit“

Unterm Tannenbaum

Wieder einmal steht Weihnachten vor der Tür und wir haben den Wunsch, allen unseren Lieben eine Freude zu bereiten. Es ist schon wahr, daß das Beschenken mehr Freude macht als das Beschenktwerden. Wir wollen uns vorher eine Liste machen, damit wir in Ruhe überlegen können und damit niemand vergessen wird. Es brauchen durchaus nicht immer kostbare Geschenke sein, gerade die anspruchsvollen kleinen Dinge machen meistens eine größere Freude, wenn man das Richtige getroffen hat. Eine Frau etwas zu schenken, ist immer sehr leicht. Es gibt so viele kleine Dinge, die praktisch und dabei sehr reizvoll sind. Ein buntes Seidentischlein kann jede Frau gebrauchen. Auch die warmgefüllten Handschuhe mit einer Pelzmauschette sind für die kalten Tage sehr angenehm und schick. Kann man nur wenig schenken, sind Taschentücher mit bunten Ranten und Monogrammen sehr zu empfehlen, denn auch hierin wechselt die Mode. Ein neuer



Archiv. L. W.

Fragen, ein neues Kleid sagt man und verschiedenartige Fragen kann man nicht genug haben. In vielen Familien ist es üblich, daß sich die Schwestern zu Weihnachten Wünsche schenken. Man weiß zwar immer schon vorher, was man bekommt, wird aber trotzdem immer wieder von neuem über die Kaufsührung überauscht sein. Besonderen Wert wird die Wünsche erhalten, wenn sie mit Handnäherlei verziert ist. Geschnittene Hände können noch schnell ein Spitzenbläschen arbeiten, das die Freundin viel des Abends bei geselligem Zusammensein tragen wird. Auch an das Kinderbüchlein sollte man denken, denn auch hier wechselt die Mode, und man möchte doch so gern mal wieder etwas ganz Modernes haben. Es gibt so viele Dinge, daß man sie unmöglich alle aufzählen kann. Es sollten ja auch nur einige Ratsschläge sein, denn wenn man viele beschenken muß, wird auch die Begabteste manchmal verzagen.

Die Geschichte eines Weihnachtsgeschenkes

Kürzlich war ich unvermutet Zeuge einer bemerkenswerten Unterhaltung, die im Kreise guter Bekannter geführt wurde. Man kam auf die Weihnachtszeit zu sprechen, um schließlich bei dem verhängnisvollen Thema: was soll man diesmal zu Weihnachten schenken, stehen zu bleiben. Es ging mit Vorschlägen hin und her, man hatte in kurzen Worten einen Berg von tausend Dingen für Groß und Klein mit billiger Phantasie in die Ecken des gemüthlichen Raumes gepapelt, jedoch wohl an nichts Mangel gewesen wäre, wenn nicht einer der anwesenden Herren, ein Familienvater etwa in der Mitte der Vierziger, der bisher schweigsam zugehört hatte, die Unterhaltung mit folgenden Worten an sich gezogen hätte: „Liebe Freunde, was ihr hier euren vielfältigen Gesinnungen entsprechend als Geschenk für das kommende Weihnachtsfest vorgeschlagen habt, beweist mir, in wie abspitzer Weise ihr euch erküsst, an diesem feste Freunde zu bereiten. Viele der genannten Sachen finden auch meinen Beifall und ich bin gewiß, damit bei meiner Frau und meinen Kindern lebhaftere Freude hervorgerufen. Manche habe ich mir gemerkt und ihr werdet es gelegentlich bei mir zu Hause wiederfinden. Jedoch wollte ich eure Aufmerksamkeit auf ein anderes Geschenk richten, das ich meinen Angehörigen vor Jahren einmal machte. Das Geschenk hat die Eigentümlichkeit, daß es, seit dem ich es besitze, nicht nur von Jahr zu Jahr an Wert zunahm, sondern mir und meiner Frau immer mehr Freude und Genugung bereitet. In wenigen Jahren wird es sich zu seinem Höchstwert gesteigert haben, so daß ich es an einem kommenden Weihnachtsmorgen meiner Familie als ganz besonderes Weihnachtsgeschenk überreichen kann.“

Als ich es schenkte, schrieb ich das Jahr 1926. Es war keine gute Zeit für mich, man tat jedoch den

Kindern zuliebe, was man konnte; denn den Kindern war der Ernst unserer Lage nicht bewußt geworden: so hing ihnen schon beim Worte Weihnachten der Himmel voller Geigen. Wir schenkten ihnen also, wie alle Eltern, was der Wunschzettel kindlich-dreist verlangte, und machten damit vier Kinderherzen glücklich. — Neben all den bunten Dingen aber lag in einem Täschchen ein Bogen Papier; er nahm sich recht bescheiden aus in seinem einfachen Kleide gegenüber dem andern unterm Tannenbaum, darum auch kaum beachtet von meinen Kleinen. Sie waren noch zu jung, das Älteste zwölf Jahre erst, um den tiefen Sinn gerade dieser Weihnachtsgabe zu begreifen. Nur meine Frau und ich verstanden, was wir damit den Kindern und uns gegeben hatten. Es war auch nicht ein Geschenk schlechthin, es war ein echter Talisman gleichsam, der meine Familie die ganze Zeit über geschützt hat. Vom ersten Tage an hatte das Geschenk einen Wert von mehreren tausend Mark, obgleich ich nur einen Bruchteil dafür vorauslegen mußte — damals. Es sagt sich alles gut. Meine Aelteste wird bald heiraten: das Geld liegt dann für sie bereit. Der Junge wird mit seiner Berufsausbildung beginnen und auch hierfür ist somit gesorgt. Ihr seht, wie mein Geschenk zu wirken beginnt. Wir hatten uns dadurch zwar einige Annehmlichkeiten ausfahren müssen, aber das machte nichts; die Jahre sind schnell verfloßen, und von Jahr zu Jahr wurde der zu zahlende Beitrag kleiner, hätte ich das nicht gemacht, wer weiß, was ich jetzt in Händen hätte? —

Nun, liebe Freunde, Sie haben es inzwischen schon erraten, was es für ein Geschenk war? Nichtig, eine Lebensversicherung. Urteilt selbst, ob ich recht daran tat. Damals war ich noch nicht pensionsberechtigt, wenn mir etwas zugestoßen wäre, was hätten Frau und Kinder anfangen sollen? Im Einverständnis mit meiner Frau nahm ich dieses kleine „Opfer“ auf mich, und meine Frau hat sich nie über ein Geschenk herzlicher gefreut als über dieses, für das sie gern auch manchen kleinen Vergicht auf sich nahm. Aber immer hat sie treu mitgeholfen und mir die Fürsorge für sie und die Kinder reichlich vergolten. Mein Ziel habe ich so mehrfach erreicht. Meine Familie war von Anfang an für den schlimmsten Fall geschützt, immer konnte ich sorgenlos schlafen, und in unser Sparen war Sinn und Ordnung gekommen — alles durch dieses unscheinbare Geschenk vom Weihnachten 1926. —

Der Erzähler schwieg. Es war mit diesem Bericht plötzlich ein gänzlich neuer Gesichtspunkt in die Unterhaltung getreten. Man hatte im Augenblick einen anderen Begriff bekommen von einem wertvollen Weihnachtsgeschenk. Man gestand dem Erzähler offenherzig zu, daß sein Geschenk von großer Bescheidenheit, von Klugheit und väterlicher Fürsorge Zeugnis gäbe. Mancher der Anwesenden mochte wohl das gleiche Geschenk für seine Lieben ins Auge gefaßt haben. Wir kam die Erzählung wie eine symbolische Mahnung vor, der ich folgenden Sinn geben möchte: die Kleinen haben mit kindlichen Gefühlen nach ihren Spielsachen, mit

denen wir ihnen den Wunsch ihrer sorglosen Herzen erfüllen; sie sollen sie nicht missen, aber in einigen Wochen sind sie vielleicht schon den Weg alles Irdischen gegangen; ein Geschenk wie dieses aber ruht wie eine schützende Hand über der Familie, weckt den Sparsinn, hält an zu geordnetem Sparen und macht sorgenfrei zu frohgemutem Schaffen.

Weihnachten auch für den Magen

Festlichkeiten sind nicht immer eine Erholung, im Gegenteil, sie können recht anstrengend verlaufen. Eine durchtanzte Nacht spürt man am anderen Morgen unangenehmer als einen schlechten Schlaf, und ein ausgedehntes Festessen, das der Junge unterschiedliche Freude bereitet, verursacht dem Magen Kummer. Wir haben nicht mehr die robuste Eßfähigkeit unserer Vorfahren, denen es nichts ausmachte, eine ganze Woche hindurch hintereinander tagtäglich auf einer Hochzeitsfeier zu tafeln und die Fässer zu leeren. Als der Herzog von Viegny im Jahre 1594 heiratete, wurden nicht weniger als 50 Ochsen und 87 Schafe geschlachtet und 100 Eimer Wein getrunken; bei einem privaten Essen, das der Kammerherr Hans von Schweinichen seinem Herzog gab, brachten es die sechs Veranen, die insgesamt daran teilnahmen, fertig, mehr als vier Eimer Wein zu leeren. In den abligen Haushalten der damaligen Zeit kannte man nicht Maß, noch Ziel. Wie es auf kindlichen Hochzeiten zugeht, erzählt uns Immermann in seinem „Oberhof“, und wir erfahren, daß manche Bauer binnen weniger Minuten ein ganzes Fuhn überunden hatte, und daß ein Schinken für sechs Mann nur eben so hinreichte.

Wir sind heute leistungsfähiger geworden und schwingen die Klinge nicht mehr mit solcher Kraft und Ausdauer. Unser ganzer Lebensabschnitt ist ja auch anders geworden, die meisten Berufe spielen sich nicht mehr im Freien ab, wo der Körper sich ruhig ausarbeiten kann; unsere Körpermaschine arbeitet mehr nach dem ökonomischen Prinzip des geringeren Energieaufwandes. Die Veränderung der Nahrung durch Ausmerzung von Ballaststoffen wird mit Herabsetzung der anregenden Wirkung auf die Verdauungskraft bezahlt, und die Störungen der Magen- und Darmtätigkeit durch eine allzu gefällig aufgeschlossene Nahrung machen sich mehr und mehr geltend. Die Darmträgheit führt weiter zu Störungen und Fäulnisprozessen in den unteren Abschnitten des Verdauungsapparates, und diese Zustände treten besonders nach fetten und schweren Mahlzeiten auf, wie sie festlichen Gelegenheiten üblich sind. Dr. Bottenberg weist in seiner „Biologischen Therapie des praktischen Arztes“ für solche Fälle auf die vorzügliche Verwendbarkeit eines einfachen Mittels hin. „Ein- bis zweimal täglich ein halber bis ein Teelöffel Heilerde als Aufschwemmung im Wasser: genügen in den meisten Fällen“, schreibt er in dem Kapitel von der „Erde“, und rät zu dieser Behandlung, „überall dort, wo abnorme Gärungs- und Fäulnisprozesse und sonstige Toxine (Giftbindungen) im Darm angenommen werden müssen.“ Den üblichen Verdauungsstörungen nach der Schlemmerei an Festtagen, „verhilfen die stark adsorbierenden (aufsaugenden) Kräfte der Heilerde, die die überschüssige Säure binden zu der offensichtlich bald auftretenden Beschwerdefreiheit.“ Nach Bottenbergs Feststellungen, die auch von zahlreichen anderen Forschern bestätigt werden, hängt der rasche u. prompte Einfluß einer Heilerdebehandlung mit der giftlösenden Wirkung zusammen. Für die Beseitigung der vielen kleinen Verdauungsstörungen während der Feiertage ist ein nades und natürliches Entgiftungs- und zugleich Stärkungsmittel wohl geraten. Curt Bising.

Für die Hausfrau - Konserven

Was schenke ich meiner Frau zu Weihnachten? Diese Frage wird in diesen Tagen wohl jeden Ehemann bewegen. Und wenn man vielleicht auch im ersten Augenblick von der Überfülle der Möglichkeiten fast erblindet zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen scheint, so schält sich dann doch allmählich ein Kern von praktischen Dingen und kleinen Aufmerksamkeiten heraus, weil sich dies oder jenes als zu teuer erweist oder irgend ein Gegenstand in der ersehnten Art nicht aufzutreiben ist.

Etwas aber wird das Herz der Hausfrau wie immer wieder erfreuen und ganz gewiß nicht zu kostspielig sein: Konserven! Wohl so mancher Hausherr hat sich noch niemals eingehend mit den Aufgaben beschäftigt, die ein gut funktionierender Haushalt stellt. Da gilt es, den Speisezettel recht abwechslungsreich zu gestalten und den Geschmack und dem Appetit vieler Familienmitglieder gerecht zu werden. Viel Geduld erfordert schon die Einkäufe, soll haushälterisch gewirtschaftet werden. Mit viel Mühe wird dann die erkundene Ware heimgeschleppt. Nun sind alle erdenklichen Vorarbeiten: wie schäben, putzen, schälen, zerschneiden und verlesen zu leisten, bevor die gefüllten Kochtöpfe auf's Feuer wandern können. Jetzt beginnt erst der oft recht langwierige Kochprozeß, der die Hausfrau meist geraume Zeit an den Herd fesselt.

Wie herlich ist dagegen zu wissen, daß in der Vorratskammer infolge der Unlust des klugen Hausvaters auch im härtesten Winter das Edelste was uns unsere Heimat an Gemüse und Obst zu schenken hat, in blitzblanken Dosen sofort zur Verfügung steht. Da sind aufmarschiert Spargel, Kaiserschoten, junge Karotten, Kohlrabi, Spinat, junge sadenfreie Brehbohnen und Wachbohnen. Weiter wechseln Morcheln, Pfifferlinge, Steinpilze, Champignons, Gewürzgurken mit

Roten-Räben, Sellerie und Tomatenmark ab. In Obst finden wir Äpfel, Birnen, Pfämen, Kirchen, Pfirsiche, Aprikosen, Mirabellen, Feigenclauden und Pflaumen, sowie Erdbeeren, Stachelbeeren und Heidelbeeren.

Es ist nicht notwendig, lange Wege zu machen, um preiswertes Obst und Gemüse einzukaufen, eine Annehmlichkeit, die besonders in der kalten Winterzeit von der Hausfrau dankbar begrüßt wird. Was es drauher fürn und spüneln, sie kann ein leckeres und nahrhaftes Gericht aus zartem Gemüse auf den Tisch zaubern, ohne auch nur einen Schritt auf die Straße gesetzt zu haben. Dazu ist nichts weiter nötig, als ein- oder zwei von den vielen Dosen herauszugreifen, geöffnet 10 bis 15 Minuten in ein heißes Wasserbad zu stellen, den Inhalt eventuell durch kleine Jutaten auf den gewünschten Geschmack abzustimmen. All die mühsamen Vorbereitungen wie das Waschen des Gemüses in dem eiskalten Wasser, das Putzen, Schälen, Schaben und Zerkleinern bleiben der Hausfrau, die Obst- und Gemüsekonserven verwendet, erspart. Diese Zeitersparnis, der verhältnismäßig geringe Bedarf an Feuerung, die hundertprozentige Ausnutzung der verwendeten Gemüstemenge und die hohe Qualität der verarbeitenden Erzeugnisse, sollte zwangsläufig jede Hausfrau, schon im Interesse ihres Wirtschaftsgeldes und im Hinblick auf die Notwendigkeit einer guten nahrhaften Kost besonders im Winter, zu einer gesteigerten Verwendung von Büchsengemüse und Büchsenobst bestimmen. Es ist ein Irrtum zu glauben, den Konserven mangle es an den zur Ernährung des menschlichen Körpers notwendigen Luftbestandteilen. Das nach neuesten Gesichtspunkten hergestellte Obst- und Büchsengemüse ist dem Frischobst und Gemüse heute in Bezug auf Nährwert fast ebenbürtig, ja es liefert



Sogar eine an Vitaminen reichere Kost als das meist durch zu intensives Kochen auf offenem Feuer zubereitete Frischgemüse. Dient doch nicht umsonst das feine Büchergemüse zur Ergänzung der Kost des Kleinkindes im Winter.

All diese Eigenschaften machen die Konserve zu einem unentbehrlichen Helfer der Hausfrau. Es ist daher jeder Hausfrau nur zu wünschen, daß ihr zu Weihnachten nebst vielen anderen schönen Dingen recht viel Konserven beschert werden, nicht zuletzt zum Vorteil des Schenkenden.



Allelei Weihnachtsgeschenke für unsere Kleinen

Ein Weihnachtsfest ohne den Jubel der Kinder ist fast undenkbar. Es ist ja „Ihr“ Fest, worauf sie sich schon wochenlang freuen und die Tage zählen, wann nun endlich der Weihnachtsmann da ist. Das Wunderbare an dem Kinde ist, daß es den Dingen seinen eigenen Wert beimißt. Das anspruchslose bunte Spielzeug wird oft mit größerem Jubel begrüßt, als etwa ein kostbares Geschenk. Aber über diese „Herzenswünsche“ sind ja Mama und Papa meist gründlich unterrichtet. Wozu wäre denn sonst der schon so lange vor Weihnachten geschriebene Wunschzettel? Diese Wunschzettel haben meistens eine ansehnliche Länge. Die alten ewigen neuen Wünsche werden wir darauf finden, das lustige Bilder- oder Märchenbuch, das Pappchen in allen Größen und mit den verschiedensten Eigenschaften, Stofftiere so groß, daß man darauf reiten kann, möglichst



Archiv. L. W.

mit „echter“ Stimme, kurz alle Wünsche, die wir selbst einmal äußerten. Aber zu den Spielsachen gehören auch die praktischen Dinge. Da wäre ein Kleidchen aus Reschami, mit bunten Blümchen, das Müßchen aus Kanin mit dem dazu passenden Krage, oder die warmen Heberhühe. Für die Tage, an denen Rodel und Eisbahn die größte Anziehungskraft ausüben, wird eine hübsche Rodelgarnitur gewiß mit Jubel begrüßt werden. Alle diese warmen praktischen Sachen haben durch ihre lustigen bunten Farben sich dem kindlichen Geschmack angepaßt, so werden auch sie — und das ist bei praktischen Gegenständen oft nicht ganz leicht — Freude bereiten. Und dann kann es hinausgehen in das lustige Schneetreiben.

Auch an den Festtagen gesundes Wohnen

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß das Klima nicht nur von entscheidendem Einfluß auf unseren Gesundheitszustand ist, sondern auch Charakter und Temperament der Menschen bestimmt. Unter der heißen Sonne Afrikas bekommen Menschen und Dinge ein anderes Gesicht als in der kühlen Nüchternheit des Nordens. Körperliche Leistungskraft und geistige Aufnahmefähigkeit sind so sehr vom Klima abhängig, daß der aus einer Zone in eine klimatisch wesentlich andere versetzte Mensch oft Jahre braucht, um sich körperlich und seelisch anzupassen. Häufig gelingt es ihm nicht, und er erliegt einem für ihn „mörderischen Klima.“

Wenn so der Klimawechsel auf das ganze menschliche Wohlbefinden von nachhaltiger Wirkung ist, so braucht es nicht zu verwundern, wenn schon jeder Temperaturwechsel seinen gesundheitlichen Einfluß ausübt. Auch bei einem solchen braucht unser Körper jeweils eine gewisse Zeit, um sich anzupassen und sich der neuen Lage anzupassen. Die ärztlichen Erkenntnisse haben allerdings zu der Feststellung geführt, daß häufig viel weniger die Lufttemperatur — also etwa der plötzliche Umschwung vom sommerlich schönem zu nasskaltem Wetter — von Einfluß auf unser Befinden ist, als die Zimmertemperatur. So hat man z. B. beobachtet, daß der oft gefürchtete Temperaturwechsel, dem man unterworfen ist, wenn man aus einem gut geheizten Zimmer plötzlich ins Freie kommt, weniger gesundheitsschädlich ist, als der Aufenthalt in allzu dicker Winterkleidung im warmen Zimmer.

Wie dem Körper so erhaltene übermäßige Erwärmung durch Heizung und Kleidung ist, da er sie noch nicht gewöhnt ist, gesundheitsgefährlich. Dazu kommt ein besonderer Nachteil zu großer Zimmerwärme. Je wärmer nämlich die Zimmerluft ist, desto trockener wird sie und desto feuchtiger wird auch der selbst im bestabgestäubten Zimmer befindliche Staub. Entzieht nun die trockene Luft den Schleimhäuten der Atmungsorgane die Feuchtigkeit, so werden diese in einen Reizzustand versetzt und sind allzu empfänglich für die Aufnahme der mit dem Staub aufgewirbelten Bakterien. Dies erklärt sehr einfach das Auftreten von Erkältungskrankheiten.

Es kommt darauf an, die Zimmerluft nicht zu trocken werden zu lassen, ferner die Staubbildung zu vermindern und für eine ausreichende Luftzufuhr zu sorgen. Durch die Ofenheizung, die ja für die überwiegende Mehrheit aller Volksgenossen die gegebene ist, ist die Möglichkeit der allzu schnellen Austrodung der Luft ohnedies nicht sehr groß, da ja jeder Ofen gewissermaßen selbsttätig die Lüftung besorgt. Ist das Feuer nämlich im Gang, dann saugt der Ofen durch den Schornsteinzug ständig eine gewisse Luftmenge, die für die Verbrennung notwendig ist, an. Diese verbrauchte Luft wird wieder unablässig durch Frischluft, welche einströmt, ersetzt. Sie bringt ungefähr denselben Feuchtigkeitsgehalt mit, der auch draußen vorhanden ist. So ist die Zimmerluft bei der Ofenheizung auf die natürlichste Weise immer gerade richtig, frisch und feucht, besonders dann, wenn ein stetiges langflammiges Feuer — wie es z. B. beim Verbrennen von Braunkohlebriketts entsteht — auch eine stetige, gleichbleibende Verbrennung, damit einen regelmäßigen Luftverzehr und entsprechende Luftzufuhr von außen gewährleistet. Sollte man ausnahmsweise dennoch das Gefühl haben, daß die Luft zu trocken ist, so kann man leicht durch ein in die Wärmeröhre oder auf den Ofen gestelltes Gefäß mit Wasser abhelfen.

Und am Weihnachtsabend deutsche Beeren-Weine

Was sehe ich meinen Gästen heute Abend für ein Getränk vor? Diese Frage wird sich oft der Hausherr oder die Hausfrau stellen müssen. Hier ist ungeeignet, wenn Säfteleiten gereicht werden, und beim Wein ist es mitunter schwierig, dem Geschmack eines Jeden gerecht zu werden. Also macht man eine Auswahl. Diese hat noch dazu den Vorzug der Billigkeit und Bekömmlichkeit, besonders, wenn sie aus deutschem Obstwein hergestellt wird. „Aus Obstwein?“ wird mancher erstaunt fragen? Durchaus, denn die Wissenschaft hat im Verein mit der Praxis die deutschen Obst- und auch die Beerenweine zu einer solchen Höhe entwickelt, daß sich einige von ihnen hinsichtlich ihrer Güte, ihres Geschmacks und ihrer Bekömmlichkeit durchaus zur Verwendung als Sektwein eignen. Früher, als noch die Obst- und Beerenweinerzeugung mehr als Liebhaberei von einzelnen Leuten nach alten Rezepten betrieben wurden, da war das ganz etwas anderes. Man konnte den Vorgang der Geseidung nicht genau, so daß dieser nicht beeinflusst werden konnte, sondern dem Zufall überlassen blieb. Es entstanden als unangenehme Begleiterscheinungen Gärungsprodukte wie z. B. der Methylnalkohol, der den so gefährlichen Sagenjammer im Gefolge hat. Heute ist das etwas ganz anderes. Die Wissenschaft hat die Geseidung gründlich erforscht und so die Möglichkeit zur Züchtung von Defereinkulturen geschaffen. Durch Züchten solcher gezüchteten wert- und arbeitsfähigen Hefen während des Gärungsprozesses wird die Geseidung bestimmt und die wilde Geseidung ausgeschlossen.

Damit ist aber noch nicht alles zur Gewährleistung eines einwandfreien Obstweines getan. Wichtig ist auch die Gärführung, Kellereibehandlung und Lagerung, die ebenfalls nach den Erkenntnissen wissenschaftlicher Forschungsarbeit durchgeführt werden muß. Die Gewähr dafür, daß alle diese Voraussetzungen erfüllt werden, bieten einmal amtliche Kontrollen, welche die Weinerzeugung überwachen, und dann nicht zuletzt das ernste Bestreben des Berufsstandes der Obst- und Beerenweinerzeuger, seinen Erzeugnissen zur größten Beliebtheit und Verbreitung zu verhelfen.

Wir können also unsere nächste Bowle einmal mit deutschem Obstwein ansetzen und sie wird uns herrlicher munden, als zuvor. In diesem Sinne: Prost!

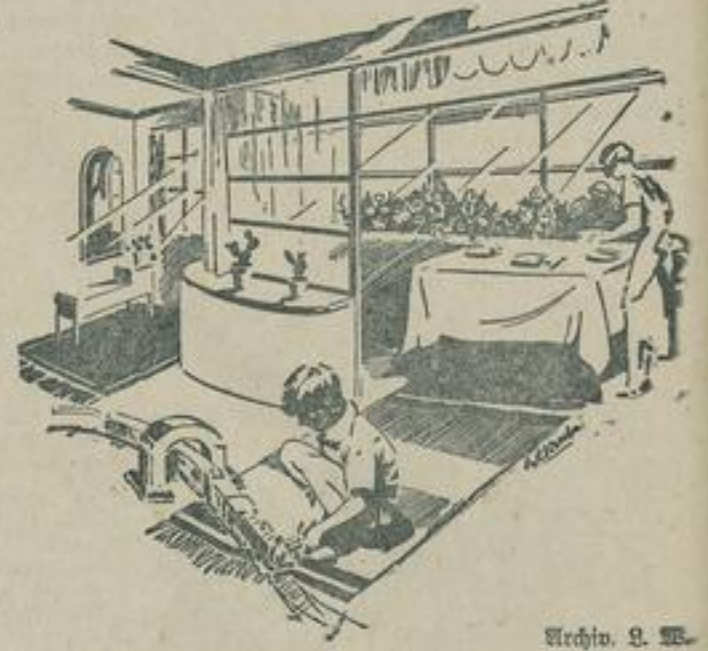
Traum vom Kinderland

Weihnachtsabend. Die „Bescherung“ ist vorüber. Der laute Jubel der Kinder ist einer ruhigeren, aber umso eingehenderen Beschäftigung mit dem neuen Spielzeug gewichen, die Mutter geht mit ordnender Hand noch einmal die Gaben durch, die unter dem strahlenden Baum von gegenseitiger Liebe und Aufmerksamkeit zeugen. Aus der Ecke seines bequemen Sessels schaut der Vater dem feillichen Getriebe zu.

Wie war doch von Jugend auf das Weihnachtsfest stets das traulichste Fest der Familie. Die Gedanken schweifen zurück. Da war die alte Stube im Elternhaus, der Lichterbaum mit dem altertümlichen, noch vom Urgroßvater überkommenen Baumschmuck, den keiner in der Familie hätte missen mögen. Da war der gleiche Weihnachtsduft wie heute: Das in der Zimmerräume verdampfende Harz und der unvergeßliche Duft von Mutters Weihnachtskuchen, den sie damals noch mit ständiger Sorge um die „richtige“ Hitze des Backofens herstellen mußte. Gar zu oft aber war Liebe und Mühe vergebens aufgewandt, wenn ein Kuchen verbrannt war. Ja, selbst Tönnen hat's gegeben; bei der Mutter aus Verdruß über verschwendete Arbeit und Kosten, bei den Kindern aus Enttäuschung über

ble entgangenen Genüsse. Da hat's heute die Hausfrau schon besser: an der elektrischen Bratröhre z. B. kann sie mit Sicherheit die erforderliche, stets gleichbleibende Hitze einstellen, und allmählich kommt es auch schon auf, daß der Küchenmotor die beschwerliche Rühr- und Knetarbeit übernimmt.

Ja ja, — es ist schon manches schöner und besser geworden seit jenen alten, traulichen Zeiten unter Mutters Weihnachtsbaum, so schön es auch damals war. Wenn man so gern noch unter dem Baum beim Schein der Weihnachtskerzen in den neuen Büchern schmökern möchte, und Mutter immer wieder über das „Angenverberben“ schelten mußte. Heute ist uns mehr und besseres Licht selbst am Weihnachtsbaum ganz selbstverständlich. — Ueberhaupt das Licht heute! Gewiß, es war schon traulich, damals zu Hause, wenn die gute alte Petroleumlampe über dem Tisch mit „des Lichts gefelliger Flamme“ die Hausbewohner verjaumete. Aber schließlich war das auch die einzige Stelle in der ganzen Wohnung, an der man allenfalls etwas sehen konnte; abgesehen von den kleinen Petroleumlampen oder Kerzen in den anderen Zimmern, die man immer erst umständlich „anficken“ und nachher wieder „auspusten“ mußte. Das kann sich die heutige Generation kaum noch oder garnicht mehr vorstellen, der allmählich schon der Drehschalter zu unbedeutend geworden ist, nachdem man gelernt hat, daß auch ein einziger Fingerdruck genügt.



Archiv. L. W.

Und das Kinderpielzeug unterm Weihnachtsbaum! Nun ja, in einer Zeit, in der die „große“ Eisenbahn elektrisch fährt, muß auch Hans natürlich eine elektrische Eisenbahn unter dem Baum haben. Durch das ganze Zimmer erstreckt sich sein Gleisbau und moderne Signal- und Sicherheitsanlagen werden mit der gleichen Selbstverständlichkeit betrieben wie im großen. Das geht ja heute alles, wo der Strom aus der Lichtleitung über einen kleinen Transformator in unschädlicher und ungefährlicher Form auch für das Kinderpielzeug zur Verfügung steht; und der Bahnbetrieb wird nicht dadurch in Frage gestellt, daß — wie damals — der Strombezug aus Mutters selbstgebafter Kügelbatterie nicht ausreichen sollte.

Es gibt eben doch nichts Schöneres, als gleich unter dem Weihnachtsbaum die neuen Geschenke ausprobieren. Wir Erwachsenen sollen uns da nur nichts vormachen. Ganz gewiß war es kein dringendes Bedürfnis, daß die Mutter jetzt vor dem Abendessen noch einmal Kaffee kochte. Aber es kam eigentlich ganz von selbst: war doch die neue, schönste gewinnlichste Kaffeemaschine nun endlich da, blank und formidabel. Und es brauchte ja nicht einmal eine Trennung vom Weihnachtsbaum; nicht erst in die Küche, — auf dem Gabentisch selbst brodelte und sprudelte in Kürze die kleine Maschine, und in köstlicher Würze ließ eine Schale „Mokka“ den Weihnachtskuchen doppelt munden. Was hätte Großmutter wohl dazu gesagt? Besonders, wenn man ihr vorgerechnet hätte, daß dieses ganze Vergnügen kaum einen oder zwei Pfennige an Strom kostet!

Wir sind schon ein Stück weitergekommen in den paar Jahrzehnten, die uns vom Kinderland trennen. Nichts eingebüßt hat unser Weihnachtsabend an Traulichkeit, wenn wir heute selbstverständlich auch hier uns mit den Dingen umgeben, mit denen die Technik uns allenthalten das Leben erleichtert und verschönt. Selbst das, was uns noch vor wenig Jahren wie eine Entweihung erschienen wäre, weil die technische Entwicklung noch nicht auf hinreichender Höhe war, um die letzten Anforderungen zu erfüllen, ist heute erreicht: die nicht in flammbare elektrische Baumkerze, die so viel Freude spendet, weil sie stundenlanges „Brennen“ garantiert und mit ihrem milden Licht hinter flimmern den Lametta den in ihre ruhenden Triumph der Technik ganz vergessen läßt, und die „künstlichen“ Weihnachtskugeln, die man früher als mechanisierte Musik abgelehnt hat. Heute gibt der Rundfunkempfänger uns Musik in edelster und reinerer Form. So brauchen wir auch am heiligen Abend uns nicht zu scheuen, das Heiligste und Tiefste aus einzig geheimnisvollen Weihen uns zutragen zu lassen, — das Weihnachtslied. Nicht lange brauchen wir am Weihnachtsabend zu suchen: tönt doch überall, wo deutsche Menschen Weihnachten feiern, unser altes Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht...“

